

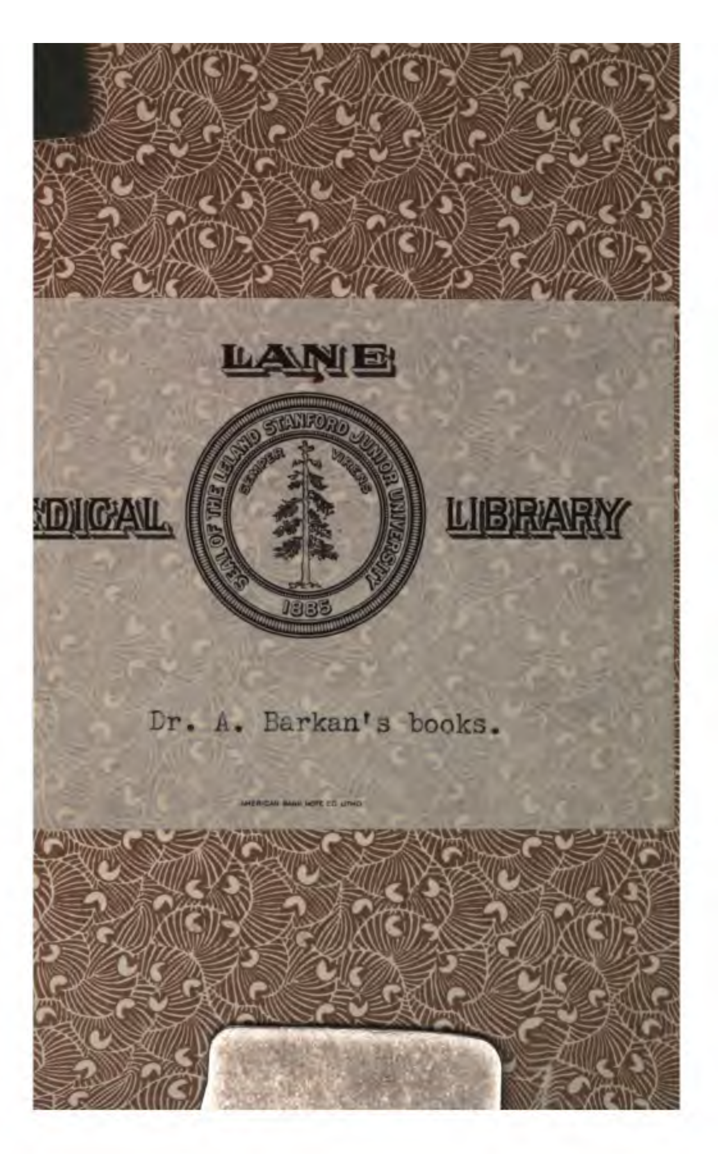
Neue medizinische MAERCHEN

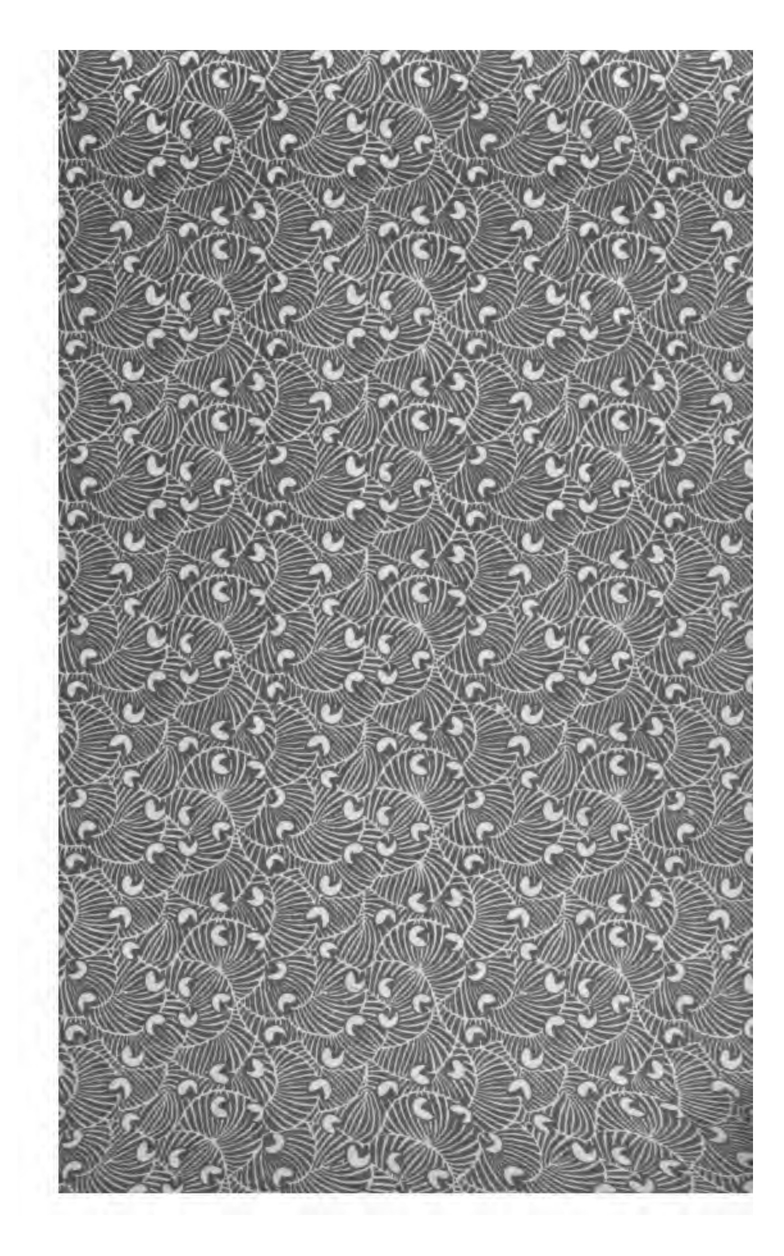
von

Ludwig Hopf

(Philander)




LANE
DICAL
LIBRARY
SEAL OF THE LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
SEMPER VIRENS
1885
Dr. A. Barkan's books.





Neue medizinische

und anthropologische Märchen.



Neue medizinische
und anthropologische

MÄRCHEN

von

LUDWIG HOPF
(Philander)



Tübingen
Verlag von Franz Pietzcker
1903.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart

Dem Andenken

seines teuren Freundes Dr. Max Salzmann †

gewidmet

von dem Verfasser.



Inhaltsverzeichnis.





Laknar.

Ein chirurgisches Märchen.

Vor undenklichen Zeiten, als die Menschen noch die Bäume mit durchbohrten Steinäxten fällten und in Pfahlbauten oder in ärmlichen Lehmhütten auf dem Lande wohnten, hatte sich ein kleines Völklein auf dem Adlerberg am Rhein niedergelassen. Sie lebten vom Fischfang und von der Jagd, auch die kleinen Gemüsegärten und die mageren Weizen- und Gerstenfelder in der Umgebung der Hütten lieferten ihnen genügende Nahrung und friedlich floss ihnen das Leben dahin; denn weil sie tapfer waren und der gefürchtete Häuptling Manno an ihrer Spitze stand, wagte schon lange keiner der Nachbarstämme mehr, sie heimlich oder offen anzugreifen.

Da erscholl eines Abends Jammern und Wehklagen aus allen Hütten des Adlerbergs, am lautesten aber aus der Hütte des Manno, die oben

auf der Spitze des Hügels errichtet war. Von einem reichen Fischzug heimgekehrt hatte der Häuptling einen mächtigen Lachs über die Schulter geworfen und wollte damit den schmalen Pfad zum Hügel hinansteigen, da war er wie vom Blitz getroffen zu Boden gesunken, von schrecklichen Zuckungen wurden seine Glieder hin- und hergeworfen nnd blutiger Schaum stand dem Besinnungslosen vor dem Munde. Nachdem die Krämpfe vorüber waren, hatten ihn vier starke Männer in Begleitung seines wehklagenden Weibes Mara und seiner weinenden Kinder auf sein Hüttenlager hinaufgetragen. Dort lag er noch lange wie ein Bild des Todes, und als er endlich unter den Bemühungen des Medizinmanns Laknar die Augen wieder aufschlug, war ihm jede Erinnerung an seinen schweren Fall entschwunden.

Sinnend und sein graues Haupt wiegend sass der Medizinmann am Lager des Kranken. Von Zeit zu Zeit murmelte er unverständliche Worte in seinen langen Bart, legte seine rechte Hand auf den Kopf des Häuptlings und spuckte heftig auf den Boden. Endlich erhob er sich und zog das weinende Weib auf die Seite. „Höre, Mara,“ sprach er flüsternden Tones, „ein böser Geist ist in den Kopf des Manno eingefahren und will seine Seele

daraus vertreiben. Gehe hinaus mit deinen Kindern und rufe alles Volk zusammen, dass sie mir helfen, durch Schreien und Lärmen und Blasen auf den Kriegshörnern den bösen Geist zu verscheuchen."

Alsbald sammelte sich alles Volk vor der Hütte, und während die Männer in die gewaltigen Hörner des Urstiers bliesen und die Knaben mit Kieselsteinen in grossen Töpfen rasselten, schrieen die Weiber aus Leibeskräften: „Hinaus, du böser Geist, hinweg, hinaus." Drinnen aber beugte sich der Medizinmann über den Kranken und pustete ihm ohne Unterlass den Hauch seines Mundes mit aller Macht in Mund und Nase. Endlich trat er hinaus vor die Hütte und sprach: „Noch ist seine Seele nicht entflohen. Er schläft. So verhaltet euch jetzt stille und lasst ihn ruhig schlafen. Ich will bei ihm bleiben und wachen."

Am andern Morgen erwachte Manno und ging seiner Hantierung nach, als ob nichts geschehen wäre. Aber als die Abendstunde wieder kam, in welcher er tags zuvor gefallen war, stellte sich der Anfall wieder ein und tobte noch viel ärger durch den Körper des Häuptlings. Als sie eilends den Medizinmann gerufen hatten, schwoll diesem eine dunkle Ader zwischen den Brauen und Zornes-

blitze schossen aus seinen Augen. „Beim Geiste meiner Ahnen,“ rief er, „der böse Dämon spottet meiner und fordert mich zum Kampfe. Aber ich, der Laknar, werde ihn besiegen! Seht da die beiden, den klugen Dodo und den tapferen Rugir, vor euch stehen! Habe ich nicht die bösen Geister aus ihren Köpfen vertrieben dadurch, dass ich ihre Schädel geöffnet und aus dem einen den Zauberknochen, aus dem andern das Zauberhölzchen entnommen habe? So lasst uns denn frisch ans Werk gehen! Sobald die Krämpfe des armen Häuptlings nachgelassen haben und er in bewusstlosem Schlummer daliegt, werde ich mit scharfem Feuersteinmesser ein Loch aus seinem Schädel herausschneiden und dann werde ich den bösen Geist erfassen und vernichten. Du Dodo und du Rugir, ihr beide bleibt hier als meine Gehilfen, ihr andern aber entfernt euch aus der Hütte und rufet draussen die Ahnengeister des Häuptlings herbei, dass sie mir zum glücklicken Ausgang meines Vorhabens verhelfen!“

So geschah es nach dem Befehl des Laknar, denn niemand wagte es, seinen Worten zu widersprechen. In einem grossen Topfe wurde kaltes Wasser aus der nahen Quelle bereit gestellt, ein anderer Topf wurde mit glühenden Kohlen gefüllt,

auf welche der Medizinmann eine Handvoll Blätter streute, und alsbald qualmten daraus betäubende Dünste hervor. Als nun die Krämpfe des Häuptlings verschwunden waren, befahl der Medizinmann dem Dodo, mit einem Holunderrohr den betäubenden Kräuterrauch gegen den Kranken zu blasen, er selbst aber machte auf der rechten Scheitelseite desselben, nachdem die Haare weggeschabt waren, zwei sich kreuzende Schnitte und stillte die Blutung mit einem in das kalte Wasser getauchten Linnenlappen, wobei er mit leiser Stimme Zaubersprüche murmelte. Dann hiess er den Rugir die Wundlappen auseinander halten und umschnitt mit scharfem Kieselmesser ein eirundes Stück des Knochens, von allen Seiten immer tiefer dringend, bis die harte Hirnhaut erreicht war. Schnell nahm er jetzt einen scharf zugeschnittenen Spatel aus hartem Eibenholz, setzte an und hob mit einem Ruck die Knochenplatte heraus.

„Jetzt passet auf!“ rief Laknar seinen Gehilfen zu. „Jetzt muss er kommen.“ Vorsichtig schnitt er die harte Hirnhaut ein und richtig, kaum war etwas Hirnwasser herausgesickert, da zog er auch schon ein leeres Schneckenhäuschen aus der Wunde. „He, ihr Mannen,“ triumphierte er, „hab' ich's nicht gesagt, wir werden den verruchten Zaubergeist be-

kommen? Aber wartet, ich will ihm für alle Zeiten für das Zurückkehren tun.“ In der Hütte lag ein breiter Mahlstein auf dem Boden. Auf diesen legte er das Schneckenhaus und zerschlug es mit einem andern Stein, dass nur noch kleine Splitterchen übrig blieben. Die warf er in das Kohlenfeuer und sprach dazu beschwörende Worte.

Dann wendete er sich wieder dem Häuptling zu, der aus seinem Schlummer aufgewacht war und leise zu stöhnen anfing. Schnell legte er die Wundlappen aneinander und darauf einige zerquetschte Angelikablätter, die er vorher in dem Wäldchen am Bache abgepflückt hatte. Zur Kühlung wurde ein in Wasser getauchter Linnenlappen aufgedrückt und das ganze mit einem breiten Baststreifen um den Kopf befestigt.

Aber noch war er nicht fertig. Vorsichtig nahm er jetzt das herausgeschnittene Knochenplättchen und begann es an einer Stelle am Rande mit einem spitzigen Feuerstein anzubohren, bis ein rundes Loch durchbrochen war, durch das er ein dünnes Lederstreifchen hindurchziehen konnte. Dies band er dem Kranken um den Hals, so dass das Plättchen vorn herunterhing und sprach: „So, jetzt soll ein böser Geist sich an unsern Häuptling heranwagen! Jetzt ist er gegen alle Zauberei und Hexerei

sein Leben lang gesichert, denn dass er die Herausnahme der Knochenplatte gut durchmachen wird, werdet ihr sehen."

Laknar behielt Recht. Wohl blieben dem Manno Fieber und Schmerzen nicht erspart, aber als die Wunde geheilt war, hatte er niemals mehr weder an der fallenden Sucht noch an einem andern Anfall zu leiden. Er blieb sein Leben lang gesund wie der Fisch im Wasser und als er endlich hoch an Jahren gestorben war, begruben sie mit ihm auch das Knochenplättchen an seinem Halse, auf dass seine Seele auf ihrem dunkeln Wege ins Jenseits sich der bösen Geister der Finsternis erwehren möchte.





Silik.

Ein medizinisches Märchen.

In der grossen Stadt Babylon lebte einmal ein armer Mann mit Namen Silik, der hatte seine Arbeit draussen vor dem Thore am Ufer des Flusses, wo die Schiffe der Händler aufwärts und abwärts fuhren und Waren von der manigfaltigsten Art absetzten oder in Empfang nahmen. Dort verdiente er mit Aus- und Einladen sein kümmerliches Brot und ob er auch arm blieb, so war er doch guter Dinge, denn die Götter hatten ihm einen starken Körper und eine gute Gesundheit verliehen. Aber als wieder einmal der heisse Sommer kam und jeden Abend die giftigen Dünste von den Sümpfen in der Nähe des Stromes aufstiegen, da wurde auch Silik vom Fieber geschüttelt, dass ihm die Zähne klapperten; sein Leib wurde schwach, wie der eines hilflosen Kindes und seine Farbe wie die eines geschrumpften sidonischen Apfels.

So lag er ächzend auf seinem ärmlichen Lager und sah mit Kummer dem Tage entgegen, da sein Weib Unga den letzten Silberling aus dem Hause tragen würde. Und bälder, als er gedacht hatte, traf dies ein. „Siehe, lieber Mann", sprach das Weib, „die bösen Geister des Wassers haben von deinem Leibe Besitz genommen und nagen an deiner Seele. So will ich denn bei dem Künstler Maradoch für die letzten Silberlinge zwei wächserne Bilder des Gottes Nergal kaufen und diese zur Linken und Rechten von deinem Lager aufstellen, ob sie nicht die bösen Geister vertreiben. „Tue es", seufzte Silik, „und die Götter lohnen dir deine Treue!"

Aber als die Götterbilder aufgestellt waren, war Silik des anderen Tages noch viel hinfälliger geworden. Da nahm die starke Unga ihren kranken Mann, bettete ihn auf einen Karren und fuhr mit diesem auf den Markt der grossen Stadt, wo die Bewohner von Babylon und viel Volks von allen Himmelsgegenden zusammenströmten. Denn weil es zu damaliger Zeit keine Ärzte in Babylon gab, so war es Brauch, dass niemand an einem Kranken auf dem Markte vorüberging, ohne ihn nach der Ursache seiner Krankheit zu fragen und ihm einen Rat zu erteilen. So lag Silik auf seinem Karren

und sein treues Weib Unga hielt als Schirm einen Palmwedel über seinem Haupte, dass die Sonne ihm nicht das Hirn verbrenne. Viele Kranke sassen oder lagen da auf dem Markte und des Fragens und Ratens war kein Ende. Aber zu dem armen Silik wollte kein Mensch kommen.

Schon wollte ihn sein Weib wieder nach Hause fahren, da wankte aus einer nahen Schänke ein Lastträger herbei, in der einen Hand einen Becher, in der anderen einen Krug mit rotem kaukasischem Wein. „Silik! Altes Haus!", rief er mit lallender Stimme,. „Was liegst — du — da auf dem Schragen, wie eine — verdorrte Melone? Melonen — wollen feucht haben, — hörst du? feucht wollen — sie — haben. Da — trink, altes Haus — trink!" Gewaltsam wollte er seinem Kameraden einen Becher Wein einschütten, aber Unga schlug ihm denselben aus der Hand, und als er in seiner Trunkenheit brüllend seinen Versuch wiederholen wollte, stürzten die Wächter des Marktes herbei und schleppten ihn hinweg ins Gefängnis.

Durch den Lärm wurden jetzt auch andere herbeigezogen und ein ganzer Kreis von Gaffern und Mitleidigen sammelte sich um den Karren. ‚Schau! schau!" rief eine tiefdunkle Araberin. „So, hat's mein Mann auch gehabt; da kam ein Mann

aus Egypterland, der riet ihm, jeden Morgen seinen eigenen Urin zu trinken, und in kurzer Zeit hat ihn seine Gelbsucht verlassen."

„Muss ja ausnehmend gut schmecken," sprach ein dicker Armenier und spuckte verächtlich zur Seite. „Der Mann leidet an der Leber, das sieht ja ein Blinder. Aber den eigenen Urin saufen, bah, das tun ja nicht einmal unsere Hunde. Ich will dir was sagen, Weib; wenn du deinen Mann gesund haben willst, so nimm von einer Süssholzwurzel die mittlere Rinde, schabe sie und siede sie und gib deinem Mann sechs Tage nach einander alle zwei Stunden einen Becher voll zu trinken. Mir hat's geholfen."

„Kann sein," sprach ein baktrischer Kameltreiber. „Mein Rat ist, man soll den Mann so tief in Kamelsmist eingraben, dass nur noch der Kopf herausschaut. Das zieht die Hitze heraus und allen Unrat."

„An den Unrat aber, der in den Körper hineinkommt, denkt so ein stinkender Baktrier nicht, so wenig als der dickköpfige Armenier merkt, dass der Kranke gar nicht an der Leber, sondern am Sumpffieber leidet." So sprach im Hintergrund ein medischer Bogenschütze und trat unerschrocken mitten in den Kreis der Umstehenden. „Lass dich

nicht betören, Weib, und folge mir. Wenn du jetzt nach Hause kommst, so nimmst du etwas Urin von deinem Mann und so viel Mehl dazu, dass daraus ein steifes Teiglein sich bildet. Daraus machst du 77 linsengrosse Küchlein, vergräbst sie bei Sonnenuntergang draussen in einem Ameisenhaufen und wenn die Küchlein von den Ameisen verzehrt sind, ist auch das Fieber deines Mannes verschwunden."

„Ja, wenn er nicht vorher gestorben ist, du medischer Prahlhans. Komm her, ich will dir deine 77 Küchlein genau auf deinem frechen Schädel aufzählen!" rief der erboste Baktrier und drang mit schwerem Knüttel auf den Meder ein. Da fasste auch der dicke Armenier Mut. „Drauf!" rief er und schwang ebenfalls seinen Marktstecken. „Ich will dem Kerl einen Absud von meinem Süssholz verabreichen, an den er noch lange denken wird."

Der Meder aber hatte flugs sein kurzes Schwert gezogen und wehrte mit sicherem Arme die ihm zugedachten Hiebe ab, dass bald die Spähne von den Stecken flogen. Und schon wollte er zu einem gewaltigen Schlage auf den Kopf des Baktriers ausholen, da erscholl auf einmal ein gebieterisches „Halt!" und aus der Menge, die ihm ehrfurchtsvoll Platz machte, trat ein Mann hervor, bei dessen

Anblick sich die matten Augen des Kranken in fieberhaftem Glanze erweiterten. „Chald! Chald Der letzte Spross des altakkadischen Priestergeschlechts“, so raunte einer dem andern ins Ohr, begierig, was nun weiter folgen werde.

Da erhob der königliche Priester, angetan mit weissem, goldumgürtetem Gewande, seine Stimme und sprach: „Die Waffen nieder und Frieden am Lager dieses Kranken, den bald die Götter der Unterwelt hinabgezogen hätten in die Tiefe der Finsternis, wenn mich nicht eine Ahnung gewiesen hätte, zu seiner Rettung zu erscheinen!“

Nun liess er sich auf dem Rande des Krankenlagers nieder, zog aus seinem Gewande einen keilförmigen zugeschnittenen Stift hervor nebst einem zwischen zwei Holzplättchen eingeschnürten feuchten Tontäfelchen, entfernte den oberen Deckel und begann mit scharfem Stifte in das Tontäfelchen einzuritzen:

„Du böser Dämon Alal, du tückischer Gigim,
Ihr feindlichen Geister Telal und Maskim,
Ihr Vampyre und Gespenster der Zauberei,
Der Fieberdünste und der Krankheitsgifte,
Euer Haupt auf sein Haupt,
Eure Hand auf seine Hand,
Euern Fuss auf seinen Fuss
Werdet ihr nimmer legen,

Ihr werdet weichen
Und nimmer zurückkehren!
Geist des Himmels, beschwöre sie!
Geist der Erde, beschwöre sie!"

Als er diese Worte eingerizt hatte, legte er den Holzdeckel wieder auf das Täfelchen, band hernach eine Schnur darum und legte dieselbe dem Kranken um den Hals. Und siehe da! Die eingefallenen gelben Wangen des Kranken rundeten sich und färbten sich in gesunder Röte. Mit leichtem Sprung erhob er sich von seinem Lager und fiel seinem treuen Weibe Unga um den Hals. Aber wie er seine Hände ausstrecken wollte, um dem wundertätigen Priester zu danken, da war dieser verschwunden und niemand von den Umstehenden wusste zu sagen, wohin er geraten war. Da merkten sie alle, dass es der Gott selbst gewesen war, der dem Kranken geholfen hatte und stimmten ein in das Gebet Siliks: „O du gewaltiger Gott Nergal, der du nicht deinesgleichen hast, der du im Glanze der Tapferkeit strahlst und mit deinem Schwerte die bösen Geister der Krankheit vertrieben hast, dich beten wir an, dir sei Lob, Preis und Ehre!"





Huntari.

Ein physiologisches Märchen.

Es war einmal an einem trüben Herbstabend, als schon die Wandervögel alle nach dem warmen Süden gezogen waren, da sass der edle Alamanne Huntari auf seiner Burg über der Donau und schaute verdriesslich auf die Nebel, die in den Rieden jenseits der Donau gespenstisch auf- und niederwallten. Ihn fröstelte, obgleich in einer Ecke des Gemachs ein prasselnd Feuer brannte; denn von dem roten rhätischen Wein, den er so sehr lieb hatte, war schon am Morgen das letzte Schläuchlein ausgetrunken und auch nicht die Nagelprobe übrig geblieben. „Ist das ein Hundeleben! Da soll doch gleich Donar dareinschlagen," fluchte er und schlug mit seiner sbweren Faust auf den Eichentisch, dass alle vier Füsse krachten. Da kam eilenden Schrittes sein alter Knecht Kunibert über den

Estrich gerannt. „Herr," schrie er, „die Wagen, die rhätischen Weinwagen!"

„Wo denn, du kläffender Hund?"

„Dort drüben im Ried hab' ich sie schon geraume Zeit ächzen gehört, und jetzt treten sie heraus auf die Lichtung, um die Strasse um die Donauecke zu gewinnen. Aber Herr, ich habe bei jedem Wagen 20 Mannen mit Schwert, Schild und Speer gezählt."

„He, was frag' ich nach diesen rhätischen Maikäfern? Die fliegen davon, wenn ich mit meinen Huntarsingen daherstürme. Rufe alle Mannen zusammen! Die eine Hälfte unter Sigwald setzt da unten, ich mit der andern weiter oben über die Donau, dort lauern wir in den Büschen und wenn wir die Wagen in der Mitte haben, brechen wir hervor und der schöne Wein ist unser."

So geschah es; es gab zwar hin und wieder manchen Stich und Hieb, aber die kurzleibigen rhätischen Wehrmänner zogen es doch bald vor, den hünenhaften Alamannen das Feld und die Wagen zu überlassen, und schlugen sich flüchtend in die Büsche.

„Lasst sie laufen, die armen Schlucker!" lachte Huntari. „Hieher ihr Mannen! Nehme jeder seinen Schlauch und hinüber über das Wasser zu Emicho,

dem Kellermeister, der soll sie wohl schichten im kühlen Sand, zwei grosse Schläuche aber in die Halle hinaufschaffen und die Trinkhörner zurechtrichten! He, ihr Mannen, wir wollen das Weinlein heute noch versuchen, ob es der richtige ‚Spezialis‘ ist, wie ihn die welschen Römer benennen.“

Und es war wirklich der echte Spezialis.

„Ist das ein Wein!“ lachte Huntari und leckte mit der Zunge seinen mächtigen roten Schnurrbart. „Müsste uns nicht Donar verschlagen, wenn wir den edlen Trunk den feisten Christenpriestern in Rotunvilla überlassen hätten? Mögen sie Wasser saufen, die faulen Bäuche! Ihr aber, ihr Mannen, trinket, trinket, heute gibt's ein Fest!“

Das liessen sich dieselben nicht zweimal sagen. Sie tranken in mächtigen Zügen, am gewaltigsten aber Huntari selbst, und bald erfüllte ein Lachen und Grölen die Halle, dass keiner seines nächsten Nachbars Stimme verstand. Nur zwei blieben nüchtern und ruhig, das war der alte Knecht Kunibert und der Kellermeister Emicho; denn das wussten sie wohl: Wenn ihr Herr seinen Schlachtruf ertönen liess: „Trinket, ihr Mannen, heute gibt's ein Fest,“ so hiess es wohl aufpassen, dass er nicht später Beulen und Löcher in die Köpfe der

Zecher schlug und andere grimmige Taten vollführte.

Heute aber musste der Spezialis ganz besonders stark sein; denn nachdem einer um den andern von den Mannen mit schwerem Kopf hinausgewankt war, sank auch Huntari, den halbgeleerten Humpen in der Rechten, an die Wand hinüber, müde schlossen sich seine Lider und bald hörte man ein röchelndes Schnarchen seinem geöffneten Munde entströmen.

„Fass' an,“ sprach Kunibert zu Emicho, „wir wollen ihn sachte in seine Kemenate hinübertragen!“ Da sah er mit Entsetzen, wie dem offenen Munde seines Herren ein weisses Mäuslein entschlüpfte, wie eine fahle Blässe das Gesicht des Trunkenen bedeckte und der eben noch schnarchende Atem immer schwächer wurde. Auch Emicho hatte es gesehen. „Ach du allsehender Wuotan!“ rief er. „Seine Seele ist in Gestalt des Mäusleins entwichen, aber wo ist dasselbe wieder zu finden?“ Wo sie auch hinblickten, unter dem Tische, in den Ecken, in den Spalten des Bodens, nirgends war das Mäuslein zu erblicken.

Gellend durchdrang der Hilferuf der Männer alle Räume der Burg und in stürmischer Hast eilte die Herrin Irmentraut mit ihren Mägden Berchta

und Bissula zur Stelle und schlug jammernd die Hände zusammen, als sie die Todesblässe ihres Mannes gesehen und von dem Entweichen seiner Seele gehört hatte. „Suchet, ihr Mägde, suchet!" rief sie. „Eine Spange vom feinsten Golde, wenn ihr das Mäuslein findet."

Noch einmal wurden alle Ritzen mit brennendem Kienspan durchmustert, aber alles Suchen war vergebens. Da sprach die treue Berchta „Alles umsonst. Da kann nur der alte Seelenriecher, der Bucko, helfen, der drunten bei den Hörigen in der verfallenen Hütte wohnt."

So schnell sie ihre alten Füsse trugen, eilte sie fort und bälder, als die jammernde Frau es erwartet hatte, hörte man schon den Alten an seinem Stecken daherstapfen und jetzt trat er ein, ein dürres, krummes Männlein mit weissen Haaren, kleinen Wieselaugen und langer, spitzer Nase, die sich schnüffelnd nach rechts und links, nach oben und unten bewegte. Nun trat er näher. „Weiss schon, weiss schon, weiss alles, werden wir bald haben. Erst aber muss ich die richtige Witterung bekommen." Damit steckte er seine spitzige Nase in den offenen Mund des Huntari. „Puh! Wein! schwadenweis Wein! Aber halt, jetzt hab' ich sie, die Witterung seiner Seele."

Schnell drehte er sich um und windete nach allen Seiten. „Hier im Saale ist sie nicht, also weiter!“ Vom Saale ging es auf den Estrich, vom Estrich in die erste, zweite und dritte Kemenate, aber nirgends eine Spur. Plötzlich machte das Männlein kehrt und fuhr in eine Kammer, wo Frau Irmentraut der Reihe nach ihre Häfen mit Schmalz, Rahm und Honig aufgestellt hatte. Da stand ein hoher Honighafen offen; selbiger war bis auf einige Krüstlein leer, aber ohne zu irren, schritt das Männlein auf ihn zu. „Ha, hab' ich dich?“ schrie er mit seiner schrillen Stimme, und richtig, drinnen auf dem Boden des Hafens sass das Mäuslein und machte vergebliche Sprünge, an der glatten hohen Wandung heraufzukommen.

Dies sah die blonde Bissula und packte den Hafen mit beiden Händen, aber wie sie mit demselben davonrennen wollte, stolperte sie über die grossen Füsse des Kellermeisters und liess den Hafen fallen. Aber zugleich mit dem Krachen desselben hörte man noch ein anderes Geräusch, das war ein schallender Klatsch, der von der derben Hand der Frau Irmentraut auf die linke Wange des Mägdleins niedersausste.

„Dumme Kröte!“ wollte Frau Irmentraut rufen, aber das Wort blieb ihr in der Kehle stecken, denn

wie der Blitz fuhr das weisse Mäuslein heraus, und wie sie ihm nachrannten bis in den Saal, wo der treue Kunibert bei seinem Herren Wache hielt, sahen sie gerade noch, wie das Mäuslein in den Mund des Huntari hineinschlüpfte, wie der alte Recke die Augen aufriss und seine gewaltigen Glieder dehnte.

„Wo bin ich gewesen?“ rief er einmal um das andere. „Vor Walhallas Pforten,“ antwortete Kunibert mit feuchten Augen. „Wäre das Mäuslein nur noch einen Augenblick länger ausgeblieben, so wäre das Leben meines lieben Herren erloschen gewesen.“

„Das habt ihr mir zu verdanken,“ sprach voll Selbstgefühl der alte Seelenriecher.

„Nein, mir,“ fiel die Magd Berchta ein. „Ich bin es, die den Bucko geholt hat.“

„Und mir am allermeisten,“ sprach die flinke Bissula und rieb ihre geschwollene Backe. „Hätte ich den Hafen nicht fallen gelassen, so wäre das Mäuslein zu spät gekommen.“

„Alle drei habt ihr recht,“ liess sich jetzt die fröhliche Stimme der Frau Irmentraut vernehmen, „und allen will ich reichlich lohnen, dir, Bucko, ein warmes Häs für den Winter und jeder von euch Mägden eine goldene Spange.“

Das ist die Geschichte von dem Alamannen Huntari, der seine Seele wieder erhielt, nachdem sie ihm entlaufen war. Er lebte darauf noch viele, viele Jahre, und wäre er nicht einmal im Keller zu Tode gefallen, so möchte er wohl heute noch leben.



Fra Bartolomeo.

Ein physikalisch-diagnostisches Märchen.

Es ist schon lange, lange her, da lebte in einer der engsten Schluchten des Sabinergebirgs, wo nur ein schmaler Pfad am Berge hinführt und tief unten die wilden Wasser rauschen, ein Einsiedler, den die Bewohner der umliegenden kleinen Dörfer Fra Bartolomeo nannten. Woher der hochgewachsene Greis mit den immer traurigen Augen und dem langen weissen Barte gekommen, wusste niemand zu sagen, denn der Diener, welcher ihn eines Tages in die Berge begleitet und ihm geholfen hatte, die Höhle im Berge wohnlich einzurichten, war bald wieder verschwunden und seither hatte niemand gewagt, den einsamen Mann um Namen und Heimat zu befragen, zumal, da er gar bald in den Ruf besonderer Heiligkeit gekommen war. Dreimal des Tages lag er betend vor einem Kreuze, das er sich selbst aus rohen Hölzern ge-

zimmert hatte. Seine Kleidung war ein grobhaariger Mantel, den eine Bastschnur um die Lenden zusammenhielt; seine Nahrung waren die Früchte und Wurzeln des Waldes, und niemals kam eine andere Flüssigkeit, als das klare Quellwasser des Berges über seine Lippen. Seine einzigen Genossen in der Wildnis waren die Vögel des Waldes, mit welchen er in ganz besonderer Sprache redete, und die so zahm waren, dass sie sich ihm auf einen Pfiff von seinem Munde auf Haupt und Schultern setzten.

Gar Viele kamen die Schlucht heraufgestiegen, um den frommen Einsiedler zu sehen oder seinen Rat in allen möglichen Nöten des Lebens einzuholen, und niemals ging einer ungetröstet und unberaten von dannen. Wenn seine Hilfe erbeten wurde, stieg er auch selbst, auf seinen langen Stab gestützt, in die Hütten der Armut und des Elends hinab, um zu raten, zu trösten und zu ermahnen; nur wenn er in Krankheitsfällen helfen sollte, versagte er seinen Beistand und konnte recht grimmig dareinblicken, wenn sie weiter in ihn drangen. „Lasst mich in Ruhe mit euren Krankheiten!" rief er. „Ich verstehe nichts davon und will nichts damit zu schaffen haben. Wozu habt ihr die Ärzte? Geht zu diesen und lasst euch von diesen beraten!"

Darüber schüttelten die Leute missvergnügt die Köpfe und manche Rede wurde laut: „Fra Bartolomeo ist sonst ein so frommer und kluger Mann, der jederzeit das Rechte findet. Warum will er uns einzig nur in Krankheiten seine Hilfe versagen und uns warten lassen, bis es den teuren Ärzten gefällt, in unsere Berge zu steigen?“ Und einige besonders Kluge legten den Finger an die Stirne und sprachen: „Wir haben es schon oft gesagt und sagen es immer wieder: Etwas ist hier oben bei ihm nicht ganz richtig.“

Eines Morgens, es war schon Herbst, die Nachtigallen und Grasmücken waren nach Süden gezogen und der stille Wald begann sich mit den buntesten Farben zu schmücken, sass Bartolomeo vor der Türe seiner Klause und schnitzte mit kunstreicher Hand an einem hölzernen Bilde des Gekreuzigten. Auf seiner Schulter ruhte sein alter Rabe und zu seinen Füssen jagten sich zwei Eichhörnchen spielend im Laube. Auf einmal sträubte der Rabe sein Gefieder und flog mit krächzendem Schrei auf den nächsten Ast einer Eiche, die Eichhörnchen aber verschwanden blitzschnell im Gesträuche. Und wie Bartolomeo sich umschaute, gewahrte er einen Hirten aus dem gegenüberliegenden Bergdorfe, der mit eiligen Schritten und keuchendem

Atem den Berg zur Klause heraufstürmte. „Ist das nicht Luigi, der Ziegenhirte?“ sprach Bartolomeo für sich und beschattete mit der Rechten seine Augen. „He, Luigi, Luigi“, rief er, als er den Nähertretenden richtig erkannt hatte. „Wohin in solcher Eile? Willst du zu mir, wie ich vermute, so muss es eine schwere Sache sein, die deine Schritte so beflügelt.“

„Ach, Vater Bartolomeo!“ sprach der Hirte und sank erschöpft auf den steinernen Sitz zur Seite des Eremiten, „ein schweres Herzeleid führt mich zu Eurer Klause. Mein kleiner Peppo, Ihr kennt ihn ja, den schwarzen Krauskopf, der Euch so oft die seltenen Blumen von den Bergen gebracht hat, liegt an Erstickungsnöten schwer darnieder und wird wohl sterben, wenn ihm nicht in Bälde die rechte Hilfe zuteil wird. So bin ich denn auf den Rat meines Weibes zu Euch heraufgekommen und flehe Euch an: Helft meinem armen Knaben!“

Da zog Bartolomeo seine Stirne in krause Falten und sprach mit rauher Stimme: „Wie kommst du nur auf den Gedanken, bei mir Hilfe für deinen Knaben zu suchen? Habe ich es euch nicht schon oft gesagt, dass ich von Krankheiten nichts verstehe? und weisst du nicht, dass ich

nichts damit zu tun haben will? Warum bleibst du nicht bei deinem Arzte?"

„Das ist ja gerade der Jammer, dass der Arzt aus der ganzen Krankheit nicht klug wird. Von Euch aber hat mein Weib Resa in der letzten Nacht geträumt, dass Ihr und nur Ihr helfen könnt, wenn ihr nur wollt. Um der Barmherzigkeit willen," rief er und umklammerte flehend die Kniee des Eremiten, „um der Barmherzigkeit willen, nehmt Euren Stab und geht mit mir zu meinem armen Kinde!"

„Höre, Luigi," sprach Bartolomeo, „die Tränen in meinen Augen sagen dir mehr als alles, dass mich deine Worte bis in das Innerste meines Herzens getroffen haben. So will ich dir denn anvertrauen, was ich noch keinem Menschen geoffenbart habe, seitdem ich die Klause in diesem Berge bewohne. Ja, ich will es gestehen, wovon ihr da oben schon lange eine dunkle Ahnung gehabt habt: Ich bin Arzt gewesen und sogar einer der ersten in der ewigen Stadt Rom. Da erkrankte eines Tages die Gemahlin des Herzogs Rinaldi, dessen Leibarzt ich war, und bekam von Tag zu Tag einen kürzeren Atem; ich aber stand der Krankheit machtlos gegenüber, weil ich dieselbe nicht zu deuten wusste. Plötzlich wurde ich in der Nacht in den Palast des Herzogs gerufen; ich traf die

Herzogin im Sterben und konnte trotz aller Bemühungen das fliehende Leben nicht retten. Da wies mir der Herzog mit heftigen Worten die Türe und noch heute gellen mir die Verwünschungen in den Ohren, die mir der Zornige nachsandte, während ich an Leib und Seele gebrochen, die Treppe hinabstieg. Von Schmerz und Scham gepeinigt, habe ich mich in eure Berge geflüchtet, mit dem Vorsatze, niemals mehr als Arzt an das Bett eines Kranken zu treten. Und nun frage ich dich, Luigi, ob du noch immer wünschest, dass ich deinen kranken Knaben besuche."

Staunend hatte der Hirte den Worten Bartolomeos gelauscht und wollte schon traurigen Herzens auf den Beistand des Eremiten verzichten; aber als ihm der Traum seines Weibes wieder einfiel, umklammerte er von neuem die Kniee des Alten und sprach: „Ich flehe Euch an, kommt mit mir! Denn eine Ahnung sagt mir, dass es besser mit meinem Peppo wird, wenn Ihr ihn nur gesehen habt."

„In Gottes Namen, so sei es," sprach Bartolomeo und folgte mit rüstigen Schritten dem voranschreitenden Hirten. Nach kurzer Frist hatten sie die Hütte Luigis erreicht, von Resa mit freudestrahlendem Gesichte empfangen. Da lehnte der

Knabe, früher ein Bild des fröhlichsten Lebens, mit bleichen Wangen und bläulichen Lippen an den Polstern und Kissen, die man dem Schweratmenden hinter den Rücken geschoben, und schaute mit weit aufgerissenen Augen, in denen sich die Angst seiner Seele spiegelte, den Eintretenden entgegen. „Vater," rief er, „bringst du den guten Fra Bartolomeo? Die Mutter hat mir gesagt, nur er könne mich wieder gesund machen."

„Ganz das Bild der kranken Herzogin," murmelte der Eremite für sich. Zu dem Knaben aber sprach er: „Sei getrost, mein Lieber! Wenn es der Himmel will, dass du wieder gesund werdest, so soll auch meine schwache Kraft dazu beitragen. Und nun wollen wir einmal sehen, wo es dir fehlt."

Damit begann er schweigend den Knaben zu befühlen und zu untersuchen. Wohl erkannte er, dass die Arbeit der Lungen und des Herzens schwer gehemmt sei, was aber das Hindernis bilde, konnte er nicht erkennen. Tief erschüttert verliess er die Kammer des Kranken, nannte den jammernden Eltern einen kühlenden Saft, den sie dem Kranken geben sollten und eilte hastigen Schrittes, ohne sich noch einmal umzusehen, zurück nach seiner Klause.

Lange sass er da auf seinem Steine, das Ge-

sicht in beide Hände begraben, bis ihn auf einmal der Zorn und die Scham über die Erfolglosigkeit seines Ganges emporschnellte. „Erbärmliche Wissenschaft!" rief er. „Erbärmliche Kunst, die uns nicht einmal den Sitz und die Ursachen der Krankheiten mit Sicherheit erkennen lässt! Sie ist ja nicht wert, dass man so viel Zeit und Mühe darauf verwendet." Da hörte er von der Eiche, die seitwärts vom Eingang zu seiner Klause stand, ein helles Lachen, und wie er hinschaute, sah er seinen Freund, den rotbehaupten Schwarzspecht, an der Rinde hängen und mit kräftigen Hieben darauf loshacken. „Was soll denn dieses Lachen, Martino?" redete er ihn an. „Ich will doch nicht hoffen, dass es mir gilt, mein Freund." „Und warum nicht?" antwortete der Specht und lachte wieder aus vollem Halse. „Ist es denn nicht zum Lachen, wenn ich meinen gelehrten Freund über die Schwierigkeit einer Sache jammern höre, die so einfach ist, wie nur irgend etwas auf der Welt. Du hast mir ja schon oft bei meiner Arbeit an den Bäumen zugeschaut. Ist dir noch niemals aufgefallen, wie ich so sicher und schnell zu den fetten Holzwürmern gelange? Nun, so schaue einmal zu, wie ich es mache!"

Mit diesen Worten begann er kräftig in die

Eiche zu hacken, dass die Späne nur so um seinen Kopf herumflogen; aber je weiter er eindrang, um so fester wurde das Holz, und von Würmern war keine Spur zu finden. „Siehst du?“ sprach der Specht, „es ist so, wie ich es mir beim ersten Schlage gedacht habe. Der Ton klang leer und dumpf, da ist das Holz fest und gesund und kein Wurm darin zu finden. Aber jetzt merke wohl auf! Ich will es an dieser anderen Stelle probieren, wo du das kleine Loch in der Rinde bemerken wirst.“

Schon der erste Schlag klang hier hell und hohl und bald gelangte der Kopf des Spechts in eine Höhle, wo das Holz faul und von Würmern erfüllt war, die einer um den anderen in dem Schnabel des Vogels verschwanden. „Nun, mein Freund,“ begann der Specht wieder und blinzelte schlau mit seinen Augen, „hast du noch nichts gemerkt? Ist dir nicht der Gedanke gekommen, dass, was dem Spechte an den Bäumen passt, auch dem Arzte bei den Kranken taugen würde? Gehe hin und probiere es und du wirst nicht mehr über die Erbärmlichkeit deiner Kunst zu klagen haben.“

Mit hellem Schrei schwirrte der Vogel von dannen, Bartolomeo aber stand da und schlug sich

mit geballter Faust vor die Stirne. „Ha, welcher Nebel weicht von meinen Sinnen. Sollte es möglich sein, das, was die Augen nicht sehen und die tastenden Finger nicht fühlen, mit dem Sinne des Gehörs zu erkennen? Dann preise ich den Himmel, der mich Verzweifelten der Natur in die Arme geführt hat, denn nur hier fliesst die Quelle, aus der wir armen Sterblichen die wahre Lebensweisheit schöpfen.“

Schnell entschlossen nahm er seinen Stab und begab sich wieder auf den Weg zur Hütte des Luigi. Da war grosser Jammer über das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen, aber wie erstaunten die Armen, als sie den Eremiten von neuem und diesmal mit erhobenem Haupte und leuchtenden Auges auf das Bett des kranken Peppo zuschreiten sahen! „Zieht den Knaben aus!“ befahl er. „Ich habe soeben eine Eingebung erhalten und will noch einmal versuchen, ob ich das Leiden nicht erkennen kann.“ Nun legte er einen Finger der linken Hand auf den Rücken des Knaben, bald oben, bald unten, bald links, bald rechts und begann darauf mit dem starken Mittelfinger der Rechten zu klopfen. Da klang es überall von der linken Brust leer, wie wenn an ein volles Fass geschlagen wird; von der rechten Seite aber kam

ein heller Schall, wie von einem leeren Fasse. Die Augen des Alten blitzten immer freudiger unter den weissen Brauen hervor, aber als er nun auch sein Ohr an den Rücken angelegt und rechts das schlürfende Geräusch des Atmens, links aber kaum eine schwache Spur desselben gehört hatte, da richtete er sich zu seiner vollen Grösse auf und rief begeistert: „Triumph! Die Wahrheit ist gefunden und der Knabe kann gerettet werden. Denn was seinen Atem so beschwert, dass er zu ersticken glaubt, kann nichts anderes sein, als eine Flüssigkeit, die sich wohl als Folge einer Entzündung in der linken Brusthöhle angesammelt hat und auf Lunge und Herz gewaltig drückt. Diese Flüssigkeit muss in Bälde entleert werden, wenn der Knabe nicht in kurzem sterben soll, darum auf, Luigi, sattle das beste Maultier, das du im Dorfe finden kannst und reite, so schnell dich seine Füsse tragen, zu dem ersten Arzte in Rom, dass er heraufkomme und den Knaben durch einen Einschnitt zwischen den Rippen heile! Ich aber will bei ihm bleiben und alles vorbereiten, was vonnöten ist."

Und so geschah es. Fra Bartolomeo blieb bei dem Kranken die ganze Nacht, wachte über seinen Atem und labte ihn mit starkem Wein, so oft das Herz des Knaben stille zu stehen drohte. Endlich

mit Anbruch des Tages kam der römische Arzt, gefolgt von Luigi, in grösster Eile dahergeritten und erfuhr von Fra Bartolomeo, dass es die höchste Zeit sei, denn der Knabe liege mit geschlossenen Augen, einem Sterbenden gleich, in den Kissen. Wohl schüttelte der Arzt bedenklich den Kopf und wollte nicht glauben, dass sich in der Brust des Knaben Flüssigkeit befinde. Aber als Bartolomeo schnell seine Untersuchung wiederholte und mit sicherem Finger den Ort bezeichnete, wo die Flüssigkeit am besten abfliessen könnte, weigerte er sich nicht länger, den Schnitt an dieser Stelle zu machen und sah mit Staunen einen dicken Strahl wässerigen Eiters der Brusthöhle entquellen und in kurzer Zeit das grosse untergehaltene Becken füllen.

Und nun geschah es, wie Fra Bartolomeo vorausgesagt hatte. Kaum begann die Flüssigkeit sich zu entleeren, so öffnete Peppo die Augen, die Brust begann sich wieder regelmässig zu heben und das Herz immer fühlbarer und stärker zu schlagen. Da fielen Luigi und Resa mit glückstrahlenden Augen vor Bartolomeo auf die Kniee, der Arzt aber umarmte den Einsiedler und sprach: „Fra Bartolomeo, Ihr seid der grösste Meister unserer Zeit. Ich habe durch Euch eine Wahrheit kennen gelernt, welche die ärztliche Kunst auf einmal aus dem

Dunkel der Irrtümer erheben wird. Darum folgt mir nach Rom und Euer Ruhm wird in Bälde in allen Ländern der Erde erschallen."

„Steht auf!" sprach der Einsiedler zu Luigi und Resa, „denn es geziemt sich nicht, vor einem sterblichen Menschen zu knieen;" und zu dem Arzte gewandt: „Habt Dank, mein Freund, für Eure gute Meinung! Aber die neue Wahrheit, die Ihr mit so begeisterten Worten preiset, verdanke ich nicht meinem eigenen Denken, sondern einer Eingebung des Himmels. Macht sie bekannt in aller Welt zum Heile der Menschheit und nützet sie aus zum besten Eurer Kunst! Ich aber will den Rest meiner Tage in den Bergen beschliessen, die ich lieb gewonnen habe, und will hier alle meine Kräfte, die mir noch geblieben sind, dem Dienste des Leidenden opfern."

Der kleine Peppo war zur Freude seiner Eltern schon nach wenigen Wochen genesen und blieb von da an der treueste Begleiter des Eremiten auf allen seinen Wegen. Denn Fra Bartolomeo war nicht zu bewegen, von seiner Klause zu scheiden, obwohl Gesandte von Rom und anderen grossen Städten erschienen, um ihm die höchsten Ehrenstellen anzubieten. Er blieb ein Freund der Kranken bis an sein Ende, und wenn ihn je wieder

der Missmut gegen seine Kunst ergreifen wollte, so brauchte nur sein alter Genosse, der Specht Martino, zu rufen, und alsbald nahm er seinen Stab und wanderte hinaus bei jedem Wind und Wetter.



Hel.

Ein medizinisches Märchen.

Hoch oben auf dem höchsten Thüringer Berge, wo jetzt der Turm mit der schönen Aussicht steht, war vor Jahrhunderten ein kleines Dörflein angesiedelt, das wegen seiner versteckten Lage zwischen den dichten Wäldern den Namen Walddorf erhalten hatte. Die Männer waren Weber, die Weiber spannen im Winter, während des Sommers aber bestellten sie die mageren Flachs- und Buchweizenäcker, indes die Kinder im Walde Beeren und essbare Schwämme suchten, um sie in dem Städtchen unten im Tale zu verkaufen. Es war ein armes Völkchen, das da oben hauste, aber bei all ihrer Armut besassen die Walddörfler zwei Dinge, um die sie manches fürstliche Haus beneiden durfte: sie waren gesund und zufrieden. Nirgends im römischen Reiche deutscher Nation hatte der Totengräber weniger Arbeit, aber auch

nirgends vermochte man solch fröhliches Lachen auf den Gassen und in den Häusern zu hören.

So war auch wieder einmal nach emsiger Winterarbeit der Frühling auf dem Berge eingezogen und hatte mit seinem warmen Sonnenscheine die Herzen der Dorfbewohner mit neuer Lebensfreude erfüllt. Da wurde auf einmal alle Freudigkeit und Lust in Schmerz und Trauer verwandelt. Eine böse, nie vorher gekannte Halskrankheit hatte nach einander die blühenden Kinder des Webers Baldauf ergriffen und schon am andern Tage lagen alle drei als Beute des Todes in dem Kämmerlein neben der einzigen Stube. Da hatte der Schreiner wacker zu schaffen, bis er die drei Bahren gezimmert hatte; aber als dieselben unter dem Wehklagen von Jung und Alt auf den Gottesacker neben dem Kirchlein hinausgetragen und die Leidtragenden wieder in das Dorf zurückgekehrt waren, lagen im nächsten Nachbarhause schon wieder zwei neue Kranke darnieder. Auch diese starben noch in derselben Nacht und so schritt die schreckliche Krankheit von Haus zu Haus, bis von der fröhlichen Kinderschar, welche sonst die Gassen des Dorfes belebt hatte, nur noch etliche wenige am Leben waren.

Auch in dem Hause des Dorfschulzen Finke-

bein hatte der Tod sein Opfer gefordert und ein doppelt schmerzliches, da es den einzigen, zwölfjährigen Sohn betraf, den ihm sein vor Jahren verstorbenes Weib hinterlassen hatte. Ganz gebrochen von Gram und Schmerz sass der sonst so starke, tätige Mann in seinem Stuhle hinter dem Ofen, da klopfte es leise an seine Türe und auf sein „Herein!“ schob sich die lange Gestalt des Schuhmachers Lederer, der auch zugleich Büttel und Nachtwächter in einer Person war, zögernd durch die Türe. „Was willst du, Fritze?“ fragte der Schulze mit matter Stimme. „Ich wollte Euch nur etwas berichten, was mir schon lange auf dem Herzen drückt.“ „Na, und was soll das sein? Nur heraus mit der Sprache!“ „Ich habe mich allweg besonnen,“ sprach der Nachtwächter, und drehte verlegen seine Mütze zwischen den Händen, „aber jetzt, nachdem mir meine zwei kleinen Mädchen und Euch euer Jörg gestorben sind, kann ich nimmer länger schweigen. Seht, es mögen jetzt gegen drei Wochen her sein, wir hatten eine dunkle, stürmische Nacht und nur manchmal schaute auf einen Augenblick der Mond im ersten Viertel hinter den Wolken heraus, da schritt ich schlag zwölf Uhr mit meinem Spiesse die Brunnengasse entlang. Eben wollte ich den Mund auftun und

„Hört, ihr Leute, lasst euch sagen, die Glock hat zwölf geschlagen,“ rufen, da fing mein schwarzer Spitz, der hinter mir lief, gar jämmerlich zu heulen an und drückte sich, an allen Gliedern zitternd, an meine Beine. Und wie ich hinter mich schaue, was sehe ich? Eine schwarze Gestalt mit langem, flatterndem Gewand, die huschte geräuschlos von Haus zu Haus, bald rechts, bald links, und schrieb mit hurtigem Finger an die Haustüren Zahlen, da eine Drei, dort eine Zwei, Eins oder Vier; die flammten leuchtend auf, wie die Irrlichter draussen auf dem Sumpf, und waren ebenso schnell wieder im Dunkel der Nacht erloschen. Ihr kennt mich, Schulze, dass ich nicht zu den Hasenfüssen gehöre, hab' ich doch als Kriegsknecht manchen Strauss in Böhmen und Ungarn mit ausgefochten, aber den möchte ich sehen, dem nicht gleich mir die Haare bei dem graussigen Anblick zu Berge gestanden wären. Bald aber fasste ich meinen Spiess fester in die Hände, rief laut „Halt! Wer da?“ und hetzte meinen Hund auf den eiligen Schatten. Wer aber keinen Schritt von meiner Ferse wich, das war mein sonst so tapferer Spitz, indes die Gestalt weiter lief und nicht leicht ein Haus streifte, an dem sie nicht eine ihrer feurigen Zahlen angebracht hätte. Was half da mein Hinterdreinrennen!

Als ich oben in der Gasse ankam, sah ich gerade noch, wie der Unhold Euch eine Eins und mir eine Zwei an die Haustüre schrieb, und hast du mich gesehen? war er um die Ecke spurlos verschwunden."

„Und was soll diese Geschichte mit dem Sterben unserer Kinder zu schaffen haben?" fragte der Schulze mit ungläubigem Gesichte.

„Was sie zu bedeuten hat? Dass es eine Hexe gewesen ist, die unseren Kindern die Krankheit gemacht hat. Stimmt nicht alles aufs Haar. Sind nicht uns zweien gerade so viel Kinder gestorben, als an der Haustüre angeschrieben waren? Und habe ich nicht mit eigenen Augen an den anderen Häusern so viel Striche gezählt, als nachher Kinder hinausgetragen worden sind?"

„Das wäre ja schrecklich," rief der Schulze und trat mit weit aufgerissenen Augen auf den Büttel zu. „Und das sagst du erst jetzt, nachdem unsere Kinder bis auf wenige ausgestorben sind?"

„Mit Verlaub, Schulze," entgegnete der Büttel, „was hätte es geholfen, wenn ich es bälder gesagt hätte? Die Kinder in den gezeichneten Häusern waren sowieso dem Tode verfallen, das lasse ich mir nicht nehmen. Aber jetzt, dächte ich, wäre es an der Zeit, dass man nach dieser Unholdin

sehen würde, die uns in solchen Jammer gebracht hat."

„Du sprichst ja, wie wenn du sie nur zu holen brauchtest, und doch weisst du noch gar nicht, wer die Hexe ist."

„Da braucht man nicht weit zu suchen," erwiderte der Büttel. „Oben in der Gasse ist der Schatten um die Ecke verschwunden. So denket einmal darüber nach, wer da wohnt!"

„Du wirst doch nicht die schwarze Hanne meinen?" forschte der Schulze weiter.

„Keine andere, so wahr ich hier vor Euch stehe. Wer hat vorigen Sommer den Kühen die Euter verhext, dass sie eitel blutrote Milch gaben? Niemand sonst, als die schwarze Hanne. Das ganze Dorf hat damals mit Fingern auf sie gedeutet, aber Ihr seid immer als ihr Fürsprech für sie eingetreten. So hat sie gewiss die Häuser mit einer Hexensalbe bestrichen, wozu sie die giftigen Kräuter überall zusammensucht, aber diesmal darf sie uns nicht mehr entschlüpfen, dafür stehe ich ein, wenn ich meine Geschichte im Dorfe herum erzähle."

„Gemach, gemach, Fritze!" sprach der Schulze. „Erst muss die Sache vor die Gemeindeältesten. Also rufe mir die Männer zusammen, und dann bringst du die Hanne auf das Rathaus!"

„Sehr wohl," sprach der Büttel und verliess eiligst das Haus des Schulzen. Nicht lange stand es an, da sah man einen der Gemeindeältesten um den andern, angetan mit dem langen Flügelrocke, nach dem Rathause wandeln, und abermals eine Weile darauf hörten sie von der Strasse herauf das Jammern und Schreien eines Weibes, vermischt mit dem zornigen Schelten des Büttels. Ein Schwarm Weiber folgte den zweien und wurde bei jedem Hause, an dem sie vorbeikamen, noch grösser. „Was gibt's mit der Hanne?" „Sie hat unseren Kindern die giftige Krankheit gemacht, der Büttel hat es gesehen." „Was, die Hanne? Schlagt sie tot, die Hexe! Werft sie in den See! Hängt sie hinauf an die Linde vor dem Dorfe!"

So schwirrten wild die Drohungen durcheinander, bis die beiden im Rathause angelangt waren und die schwere Türe sich hinter ihnen geschlossen hatte. Unten standen die rachgierigen Weiber von Walddorf, oben in der Ratsstube aber wurde die an allen Gliedern zitternde Alte von dem Büttel an den Tisch geschoben, an welchem der Schulze und die sechs Gemeindeältesten sassen. Sie war ein hageres, hochgewachsenes Weib, dem die Last von 70 Jahren noch keineswegs den Rücken gebeugt hatte. Aus den dichten, schwarzen Haaren schauten

nur wenige weisse Fäden heraus, nur an den tief liegenden, rot umränderten Augen und dem eingefallenen Munde liess sich ihr hohes Alter erkennen.

„Was habe ich getan, dass mich der Büttel wie einen Dieb oder Mörder auf das Rathaus schleppen darf?“ jammerte die Alte.

„Das wirst du sogleich vernehmen,“ nahm der Schulze das Wort. „Hier der Büttel gibt an, er habe als Nachtwächter vor etlichen Wochen um Mitternacht gesehen, wie du die Brunnengasse hinauf ein Haus um das andere mit feurigen Zahlen gezeichnet habest und dann oben um die Ecke in deine Hütte verschwunden seiest. Kurze Zeit darauf ist das böse Kindersterben bei uns ausgebrochen und der Büttel will darauf schwören, dass in allen Häusern gerade so viel Kinder gestorben seien, als du in der bewussten Nacht mit deiner Hexensalbe angeschrieben habest. Nun, Hanne, was hast du darauf zu sagen?“

„Ach, du grundgütiger Himmel! Ich eine Hexe und Mörderin eurer Kinder? Ich bin ein armes, altes Weib, das froh ist, wenn es sein Leben notdürftig mit den Groschen durchschlägt, die es durch Sammeln von Kräutern verdient.“

„Daneben aber,“ eiferte der Schulze, „sollest du aus diesen Kräutern Salben zu allei Hexenwerk

bereiten. Kurz und gut, wer anders als du soll die lange, schwarze Gestalt gewesen sein, die um Mitternacht unsere Häuser mit der Hexensalbe gezeichnet hat?“

„Wie kann ich das wissen?“ entgegnete die Alte, „da ich doch Abends mit den Hühnern zur Ruhe gehe und die ganze Nacht das Bett nicht verlasse? Fragt lieber den Büttel! Er wird wieder einmal seinen Nachtschatten gehabt haben, wo ihm der Nebel in seinem Kopfe allerlei Spuk vor den Augen entstehen lässt.“

„Warte, schwarze Hexe!“, schrie der Büttel und wollte mit geballten Fäusten auf sie losstürzen. Der Schulze aber wehrte ihm: „Lass sein, lass sein, Fritze! Ich darf es nicht dulden, dass du dich hier an der Alten vergreifst. Du aber,“ sprach er zu dieser gewandt, „du tätest besser, ein reumütig Bekenntnis abzulegen, anstatt den Büttel der Trunkenheit im Amte zu beschuldigen.“

„Erbarmen!“ rief die Alte und bedeckte laut weinend das Gesicht mit beiden Händen. „Ich kann nichts bekennen, da ich nichts verbrochen habe und an dem Tode eurer Kinder so unschuldig bin, wie ein neugeborenes Kindlein.“

Da ging erst ein Flüstern durch die Reihen der Gemeindeältesten und endlich erhob sich der

Schmied Jakob, der zur Rechten des Schulzen sass und sprach: „Was meinet Ihr, Schulze? Wäre es nicht gut, wenn man der alten Hexe durch eine gehörige Tracht Prügel die Zunge lösen würde? Oder soll ich vielleicht die Daumenschrauben richten?"

„Nichts da! Das sind nicht unsere Sachen," sprach zornig der Schulze. „Will sie nicht gestehen, so ist das Gericht in der Stadt da, die peinliche Frage an sie zu stellen. Also läufst du, Fritze, zu dem Nachbar Bartel hinüber und sagst ihm, er solle sogleich einspannen und die Hanne an das Gericht in der Stadt einliefern. Du selber aber richtest dich, die Gefangene als Büttel zu begleiten."

Das geschah, und in kurzem sahen die Bewohner von Walddorf mit gierigen Augen, wie der Büttel die an beiden Händen gefesselte, laut heulende Hanne auf den Wagen des Bartel hinaufschob und mit gezogenem Säbel neben ihr Platz nahm. Um ein Kleines aber wäre es geschehen, dass die ergrimmten Weiber und Männer die Alte vom Wagen heruntergerissen und erwürgt hätten, wenn nicht der Schulze sich darein gelegt und dem Bartel ein schnelles „Fahr zu! Fahr zu!" zugerufen hätte.

So wurde denn die schwarze Hanne noch an demselben Abend dem Gerichte in der Stadt übergeben und nach kurzem Bericht des Büttels in ein feuchtes, dunkles Loch des Hexenturms geworfen. Dort lag sie, ihrer Fesseln entledigt, auf faulem Stroh und gedachte jammernd die ganze Nacht der Trübsal, deren sie ihr Leben lang ein volles Mass genossen hatte. War es nicht auch ein Maientag, wie der vergangene, gewesen, da ihr elterlich Haus durch Feindeshand im Feuer aufging und Vater, Mutter und Geschwister unter seinen rauchenden Trümmern begrub? Bettelnd war sie von da an mit fahrenden Leuten von Ort zu Ort gezogen, bis sie einmal als junge Maid nach Walddorf gekommen und dort Herz und Hand ihres Mannes, eines armen Webers, gewonnen hatte. Aber wieder ein Maientag, da ging die Türe ihres Häuschens auf und herein trugen sie ihren Mann, den eine fallende Tanne im Walde erschlagen hatte. Wie hatte sich damals ihr Herz in bitterem Weh zusammengekrampft! Aber wie hatte sie, die Fremde, der hereinbrechenden Not in emsiger Arbeit der Hände getrotzt! Die Kunde der Pflanzen, die sie bei den fahrenden Leuten erlernt, war ihr nun vortrefflich zu statten gekommen. Mancher Groschen für Kräuter und Wurzeln war in ihre Tasche ge-

wandert, aber auch manchen heilsamen Trank hatte sie unentgeltlich in die Häuser der Kranken getragen. Und nun sollte sie zum Lohne für ihre Guttaten im Hexenturme liegen, aus dem es — ein Schaudern durchlief ihren Körper — nur einen Ausgang gab, den zum Tode durch die Hand des Henkers!

Gegen Morgen verfiel die Alte vor lauter Erschöpfung in einen tiefen Schlaf. Sie hörte nicht, wie die Uhr drüben im Turme die achte Stunde schlug und erwachte erst, als sie von dem Schliesser unsanft am Arme gerüttelt wurde. „Das muss schon eine hartgesottene Hexe sein, die so ruhig auf ihrem Stroh schlafen kann,“ dachte der Schliesser für sich, laut aber sprach er: „He da, Alte, aufgewacht! Drüben im Ratssaale fangen sie schon an, die Geigen zum Tanze mit dir zu stimmen.“ Schnell erhob sich die Gefangene von ihrem Lager, wollte aber vor Schreck in die Kniee sinken, als sie in das hässliche Gesicht des Schliessers schaute und seine hämischen Worte hörte. Da fiel ihr Blick auf einen kleinen Vogel, der oben auf dem Sims des Gitterfensters sass und sie mit seinen grossen braunen Augen anblickte. Ein Sonnenstrahl erleuchtete sein dunkles Gefieder und stahl sich als schmaler, goldener Streifen in ihre düstere Zelle.

Da raffte sich die Alte gewaltsam zusammen und sprach: „Wohlan, Schliesser, ich bin bereit, euch zu folgen. Ist auch mein Leib in schweren Banden, so ist doch meine Seele frei, wie der Vogel dort droben vor dem Fenster, und niemand soll sagen, dass die Hanne aus Angst vor den Richtern gezittert habe.“

„Das wird sich finden,“ sprach grinsend der Schliesser und führte sie zum Gefängnis hinaus durch enge Gassen und Höfe in den Saal, wo die Richter schon versammelt waren.

Da ward keine Frage an sie gestellt, auf die sie nicht mit unerschrockenem Mute geantwortet hätte, aber von Hexerei oder Schuld an dem Tode der Kinder wollte sie auch nicht ein Sterbenswörtlein bekennen. Auch als ihr die Richter mit der peinlichen Frage drohten, blieb sie ihrem ersten Worte getreu und zuckte mit keiner Wimper, als der Schliesser auf einen Wink des ersten Richters, ein Tuch von einem Nebentische wegnahm, auf welchem alle die schrecklichen Marterwerkzeuge ausgebreitet lagen. Diese Hartnäckigkeit verdross die Richter gewaltig. Sie traten zusammen und nach kurzer Beratung verkündete der Oberrichter, dass ihr bis zum Nachmittage Zeit gelassen werde, sich zu besinnen; wenn sie aber dann noch weiter

auf ihrem Leugnen beharre, so solle sofort zur Folter geschritten werden.

Und der Nachmittag kam und wieder stand die schwarze Hanne, von dem Schliesser bewacht, in dem düsteren Saale, aber diesmal waren neben den Richtern noch zwei andere Gestalten im Hintergrunde zu sehen: Der Scharfrichter in blutrotem Gewande und sein schwarzbärtiger, wilder Geselle. Ob sie sich anders besonnen habe und bekennen wolle, fragte der Oberrichter. Da hob die Alte hoch den Kopf und sprach mit fester Stimme: „Glauben finde ich ja doch nicht bei euch, sowenig als ich ein Erbarmen von euch zu erwarten habe. So fanget denn mit mir an, was ihr mit eurem Gewissen verantworten könnt.“ „Inculpatin hat es nicht anders gewollt,“ sprach der Richter und winkte dem Scharfrichter, mit seinem Gesellen zuzugreifen. Die fassten die Alte und spannten sie in ein Gerüste; da wurde ihr Körper allmählich auseinandergezogen, dass es in allen Gelenken krachte, aber kein Schmerzenslaut kam von ihren Lippen und auf die Frage, ob sie jetzt bekennen wolle, blieb sie jede Antwort schuldig. Da befahlen die Richter, mit der Folter fortzufahren, aber als sie wiederum in sie drangen, zu bekennen, sahen sie, dass sie nicht mehr reden konnte, denn vor Über-

mass der Schmerzen waren ihr die Sinne geschwunden. So wurde sie von dem Gerüste genommen und auf einer Bahre in den Kerker zurückgetragen.

Als sie aus tiefer Ohnmacht wieder erwachte, war die Nacht schon längst hereingebrochen. Das bleiche Licht des Mondes, das zu ihrem Gitterfenster hereinfiel, zeigte ihr, dass sie auf ihrem Strohlager in ihrer Zelle gebettet lag, und gequält vom schrecklichsten Durste, wollte sie nach dem Wasserkruge zu ihrer Rechten greifen, aber kein Glied ihres Körpers war fähig, sich zu bewegen, und mit einem Male stand die ganze Pein der zwei letzten Tage vor ihren Augen: Der Hexerei beschuldigt, an allen Gliedern gefoltert, von Gott und Welt verlassen, lag sie ja im Kerker des Hexenturms und sah dem sichern Tod durch Henkershand entgegen. Da begannen ihre Tränen, die sie seither zurückgedrängt, unaufhaltsam zu fliessen und verzweiflungsvolles Stöhnen erschütterte ihren Körper.

Auf einmal öffnete sich geräuschlos die Türe ihres Kerkers, und begleitet von einem eisigen Luftzuge, wie aus einem abgrundtiefen Schachte, trat eine hohe Gestalt in schwarzem Gewande über die Schwelle. Sie schritt mit leisem Fusse auf

die Liegende zu und sprach mit dumpfer, hohler Stimme: „Was wimmerst du, du Erdenwurm und krümmest dich in Qual und Schmerzen? Hast du noch nicht genug der Erdentage und klammerst dich an wenige Stunden?“ Dabei schlug sie das schwarze Tuch zurück, das sie seither verhüllt hatte, und nun zeigte sich ein Gesicht, schwarz wie die Nacht, mit zwei Augen gleich feurigen Kohlen über einem grossen Munde, aus dem zwei krumme Wolfszähne hervorschimmerten.

„Wer bist du?“ fragte die Alte, vor Frost und Entsetzen an allen Gliedern zitternd.

„Ich bin Hel, die Todesgöttin,“ antwortete die Gestalt, „und bin gekommen, dich von aller Qual zu erlösen. Ich bin es gewesen, welche die Häuser in Walddorf gezeichnet hat, denn mir wurden in alten Zeiten auf dieser Höhe unzählige Opfer gebracht; da aber sich niemand mehr meiner erinnern will, so beschloss ich, die Opfer mir selber zu holen. Dich haben die blöden Eintagsfliegen im Verdacht, du habest ihnen die Kinder mit Hexensalbe vergiftet, und ehe die Sonne sich wieder zum Untergang neiget, würden sie dich verurteilt und auf dem Platze draussen vor dem Tore bei lebendigem Leibe verbrannt haben. Da du aber um meinetwillen gelitten hast, so bin ich

verpflichtet, dir solch schmähliches Los zu ersparen. Folge mir in meine unterirdischen Hallen, so bist du aller Schmach und Pein enthoben!"

Nach diesen Worten berührte Hel mit ihrer ausgestreckten Rechten den Scheitel der Alten, und wie vom Blitze getroffen, zuckte diese zusammen, stöhnte noch einmal leise auf und lag als Leiche zu Füssen der furchtbaren Göttin. Mit rollenden Augen sah diese auf die Entseelte herab, dann fasste sie ihr Opfer mit gewaltigen Armen, trug es durch die geöffnete Türe des Turms hinaus und tauchte dort in einen Abgrund hinab, der sich vor ihren Füssen öffnete und alsbald wieder über ihrem Haupte schloss.

Gross war am andern Morgen der Lärm in der Stadt, als sich die Kunde von dem Verschwinden der schwarzen Hanne aus dem Hexenturm von Mund zu Mund verbreitete. Wohl waren da etliche, welche vermeinten, getreue Freunde haben des Nachts zusammengeholfen, die Gefangene aus dem Kerker zu befreien. Die schwarze Hanne aber hatte weder Geschwister noch Anverwandte, und wo sollten die Freunde zu finden sein, welche Freiheit und Leben um die vermeintliche Hexe wagten? So kamen sie denn überein in dem Glauben, der Teufel als Meister aller Hexen habe die

Alte aus dem Turme entführt, und noch lange nachher zeigte der Schliesser jedem Fremden eine runde Grube in dem Torsteine, welche der Pferdefuss des Teufels als Spur zurückgelassen habe.

Die Walddörfler aber oben auf dem Berge konnten sich nimmer lange ihrer Tat erfreuen. Denn als die Novemberstürme wieder über die Höhen brausten, geriet das Haus des Büttels bei Nacht in Flammen, in wenigen Stunden lag das ganze Dorf in Glut und Asche und niemals wieder ist ein Haus auf dieser Stätte entstanden.





Von der Venus.

Ein teratologisches Märchen.

Es muss doch eine schöne Zeit gewesen sein damals, als im Sachsenlande droben die Mädchen auf den Bäumen wuchsen. Da brauchten die jungen Männer nicht lange zu seufzen und zu schmachten; sie brauchten auch nicht mit klopfendem Herzen um die Erwählte anzuhalten auf die Gefahr hin, mit langer Nase und einem Korbe abzuschweben, wie es in unserer Zeit gar nicht so selten der Fall sein soll. Nein, damals brachten die heiratslustigen Männer den Korb selber mit, stiegen auf einer Leiter den Baum hinauf, an dem die Schöne ihres Herzens hing, schnitten sie behutsam ab und trugen sie in dem mitgebrachten Korbe heim. Und wenn es sich je einmal traf, dass ein anderer schon zuvorgekommen war und die süsse Frucht abgeschnitten hatte, was schadete das? Vielleicht hing gleich daneben eine noch viel schönere, die er nur vorher nicht bemerkt hatte.

Schade, dass diese schönen Zeiten dahin sind, aber noch viel mehr schade ist es, dass es auf unserer Erde nicht auch so ist, wie auf unserem Nachbarstern, der Venus. Da gibt es weder Männer noch Weiber, sondern einfach Menschen, aber viel, viel schönere als wir sind, so schön, dass wir sie Engel heissen würden, wenn sie zu uns herüber kämen. Einmal aber hätte doch nicht viel gefehlt, dass wir einen zu sehen bekommen hätten, und das ging so zu.

Alle 100 Jahre wird die Zahl der Bewohner der Venus um 1000 weniger. Sie sterben aber nicht, wie wir arme Menschen, unter Qualen und Schmerzen an irgend einer Krankheit, sondern wenn sie fühlen, dass ihr Stündlein gekommen ist, nehmen sie ihre letzte Kraft zusammen und fliegen der Sonne zu, wo sie in dem ewigen Feuer wie die Schmetterlinge an unseren Lampen verbrennen. So würden die Bewohner der Venus allmählich aussterben, wenn nicht auf dem mächtigen Lebensbaume, der auf der Spitze des himmelhohen Venusberges steht, alle 100 Jahre wieder 1000 neue zur Reife kämen. Da gibt es dann jedesmal ein Erntefest so grossartig und schön, wie wir auf unserer Erde noch keines erlebt haben.

Nun war wieder einmal der Letzte der Tausend

der Sonne zugeflogen, da liess der Älteste, der damals die Herrschaft unter sich hatte, den Befehl zur allgemeinen Sammlung ergehen. Und nicht lange stand es an, so waren alle, die noch lebten, in eiligem Fluge von Nord und Süd, von Ost und West am Fusse des Berges erschienen, und nun wallten sie hinauf in ihren langen weissen Gewändern, ein jeder in der Rechten eine Posaune vom lautersten Golde. Als alle oben angekommen waren, trat der Älteste in ihre Mitte, hob in stummem Flehen seine Hände zur Sonne als der Quelle alles Lichtes und Lebens, und gab dann das Zeichen für die Posaunen.

Gewaltige, immer wieder neu anschwellende Akkorde durchfluteten die Luft bis in die fernsten Fernen, sie durchzitterten den Berg bis in seine Grundfesten und liessen den heiligen Lebensbaum von der Wurzel bis zur Spitze erbeben. Obgleich sich kein Lüftchen regte, rauschen jetzt seine Zweige wie im heftigsten Sturme und nun kamen sie herabgeflogen, die reifen Früchte des Menschenbaumes, von triumphierenden Posaunenstössen empfangen, eine nach der anderen, bis auch die letzte der 1000 zum Boden gelangt war. Alles drängte sich herbei, um sie zu begrüssen und zu liebkosen, wie sie so dastanden in ihrer holden Jugendlich-

keit, mit ihrer samtweichen Haut, mit ihren rosenroten Wangen und ihren glänzenden Augen. Man konnte sich nicht satt sehen, so wunderlieblich waren sie.

Da trat einer aus der Menge auf den Ältesten zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Verwundert schaute dieser zu dem mächtigen Lebensbaume empor. Richtig, da hing in den Zweigen versteckt noch eine Frucht, aber sie war nicht wie die andern, sondern klein, gelb und unansehnlich „Fliege einmal Einer hinauf und schaue, was es mit dieser überzähligen Frucht ist!“ gebot der Älteste, und sofort schwang sich derjenige, der vorher zu dem Ältesten gesprochen hatte, hinauf, brach die Frucht ab und brachte sie herunter. Alles wich entsetzt vor diesem Anblick zurück. Wer hatte je erlebt oder gehört, dass der heilige Baum ausser den 1000 Früchten noch eine weitere getragen hätte und gar eine solche, die kaum den zehnten Teil einer reifen gross war, mit runzliger gelber Haut, Arme, Flügel und Füsse kaum eben angedeutet! Ein böser Wurm musste an ihrem Marke genagt haben, sonst wäre sie nicht so verbuttet geblieben.

„Was ist mit dieser Missgestalt anzufangen?“ sprach der Älteste. „Auf unserer schönen Venus ist kein Platz für solche Krüppel, also werft sie

hinweg, weit hinaus in den unendlichen Weltraum!" Das liess sich der, welcher die Frucht in den Händen hatte, nicht zweimal sagen. Unter dem Beifallrufen der Menge schwang er sich hinauf in die Luft, dort flog er geradeaus, bis man ihn nur noch wie ein kleines Pünktchen sah, dann schleuderte er in gewaltigem Schwung seiner Arme die taube Frucht in den Abgrund der Leere.

Zu selbiger Zeit — die Sonne war längst untergegangen und der Abendstern leuchtete am Himmel in wunderbarem Glanze — hatten sich auf der Felsenhöhe über dem schwäbischen Städtchen Neuffen zehn junge Burschen unter dem weit ausragenden Dache einer gewaltigen Weidbuche versammelt. Eben war das Sonnenwendfeuer, das sie nach alter Väter Brauch angezündet hatten, erloschen und nun sassen sie lachend und ihre Pfeifen rauchend, um einen Kübel mit Wein, wozu jeder nach Kräften seinen Teil beigesteuert hatte. Der lange Jakob, der den Ehrensitz am Baumstamm einnahm, hatte den grossen Humpen wieder mit Wein gefüllt, tat einen kräftigen Zug und gab das Glas seinem Nachbar zur Rechten, da erhellte auf einmal ein grünliches Licht das Dunkel unter dem Baum, ein Zischen und Saussen ertönte hinter ihrem Rücken und nun fuhr unter Rasseln und

Poltern durch den Baum hindurch ein Körper wie ein grosser Kürbis gerade in den Kübel herab, dass der Wein nach allen Seiten hinausspritzte. Alle fuhren entsetzt in die Höhe. Was war das? Wie und woher konnte der Körper gerade in ihre Mitte hinein gelangt sein? Die meisten wollten von nichts mehr wissen, sondern in ihrer Bestürzung den Kübel dahinten lassen und den Berg hinunterrennen. „Halt," sprach der lange Jakob, „bleibet alle da! Es wäre doch eine Schande für solche Burschen, wie wir sind, wenn wir nicht wenigstens nachschauten, was für ein Schabernack uns unsern guten Wein verdorben hat." Mit diesen Worten tauchte er beide Hände in den Kübel und hob den Körper sachte heraus. Der war warm, wie wenn er aus einem Ofen gekommen wäre und fühlte sich an, wie eine weiche, zitternde Masse. Jetzt war es auch mit der Beherztheit des Jakob vorbei. Voll Ekels rieb er seine Hände an den Hosen und rief: „Pfui Teufel, was ist denn das für ein wüster Klumpen! Mein Lebtag hab ich noch nichts derart in den Händen gehabt und hol mich dieser und jener, wenn ich den Hexenspeck noch einmal anrühre!" Alles lachte, der schlaue Frieder aber sprach: „Unser guter Wein ist hin, wer aber weiss, ob nicht dieses wüste Ding da uns

ein gutes Trinkgeld einträgt. Eine Rarität ist's auf jeden Fall. Wie wäre es, wenn wir sie unserem Doktor Laufer hinunterbrächten? Der sammelt ja alles Teufelszeug zusammen und zahlt uns unsern Fund vielleicht besser, als ihr nur glaubt." „Schon recht," riefen die anderen, „aber wer bringt ihm den Klumpen hinunter?" „Ich," rief der Frieder, packte den Körper und legte ihn behutsam wieder in den Kübel. „So, jetzt nehme einer die andere Handhabe und dann marsch hinunter zum Doktor!"

Der war aufs höchste erstaunt, als die Burschen mit ihrem Funde anrückten und erzählten, wie es zugegangen sei. Mehr als zehnmal putzte er seine grosse Brille, aber so oft er sie wieder aufsetzte, aus dem seltsamen Funde konnte er nicht klug werden. „Hm, hm," sprach er, „ich will das Ding genauer untersuchen und biete euch dafür zwei Taler."

Die waren mehr als zufrieden und taten dafür im Ochsen noch einen scharfen Trunk. Der Doktor aber konnte die Nacht über nicht schlafen. Was er immer in seinem Kopfe erwog, passte alles nicht zu diesem seltsamen Casus. „Man könnte wohl an Nostoc-Algen denken, aber diese Nostoc-Klumpen sind nicht, wie dieser da, grünlich gelb, sondern weiss, und fallen auch nicht fix und fertig von der Höhe herunter. Da spricht man auch viel

von halbverdautem Kröten- und Froschlaich, den die Fischreiher aus ihrem Kropfe wieder auswerfen. Aber einen solchen kürbisgrossen Froschlaichklumpen kann ja kein Fischreiher in seinem Kropfe beherbergen, ganz zu geschweigen, dass der Klumpen nicht zur Laichzeit im Frühjahr, sondern im Sommer Johanni gefallen ist.“ Mit diesen und anderen subtilen Erwägungen verfiel er erst gegen Morgen in einen unruhigen Halbschlummer, nachdem er aber erwacht war, und seine notwendigsten Besuche gemacht hatte, konnte er seine Unruhe nicht mehr bemeistern, sondern liess eilends einspannen und fuhr schnurstracks hinüber nach Tübingen zu dem berühmten Professor Grübler.

Dessen Licht leuchtete damals weit über das Schwabenland hinaus in allen Ländern der Erde, denn von allem, was es am Himmel und auf der Erde gibt, war ihm nichts verborgen. Dass der berühmte Mann aber eine solche Freude über den Fund bezeugen würde, hätte der Doktor von Neuffen sich nicht träumen lassen. „Ei der Tausend! Ei der Tausend!“ rief der Professor und umtänzelte den Kübel, wie der Hund einen Teller mit den leckersten Knochen. „Wissen Sie, Herr Doktor, was Sie mir da gebracht haben? Acht Fälle von Gallertmeteoriten sind bis jetzt veröffentlicht und

nun ist mir die Freude beschieden, den neunten zu beschreiben. Was ein Gallertmeteorit ist? Das hat schon der alte Konrad von Megenberg im 14. Jahrhundert gewusst; ich will Ihnen den Passus aus seinem „Buch der Natur“ vorlesen. „Da heisst es in dem Kapitel von den fewern in den lüften: „Darumb vint man ain vaizt zitternd dinch, sam dâ diu frösch auz werdent in den pächen maienzciten, dâ diu flamm nider velt.“ Und nun, Herr Doktor, passen Sie wohl auf: Haben wir nicht auch ein solches feistes, zitterndes Ding vor uns? Und ist es nicht auch mit einer feurigen Lufterscheinung vom Himmel gekommen? Ergo ist es ein Gallertmeteorit, was wollen wir weiter?“

Mit einer Zärtlichkeit, wie eine Mutter ihr Kind, nahm der Professor den Klumpen heraus und übergab ihn seinem Assistenten, dem Dr. Streber. „Sie, Herr Doktor, waschen das Präparat jetzt sorgfältig ab und setzen es dann in eine Schüssel mit reinem Alkohol! Sie haften mir für den seltenen Fund und werden wohl am besten tun, wenn Sie ihn bis zur morgigen Untersuchung in Ihr Zimmer nehmen.“ Dann wandte er sich an den Doktor von Neuffen und sprach: „Sie aber, Herr Doktor, begleiten mich wohl in den Gasthof zur Traube, um mit mir auf Ihr Wohl und auf das Blühen und

Gedeihen der Wissenschaft eine Flasche vom Besten zu trinken.“

Es ging gegen Mitternacht und der Assistent lag in seinem Zimmer im ersten Schlafe, da wurde er durch ein Geräusch erweckt, das von dem Tische auszugehen schien, wo das Gefäss mit dem Präparate stand. In seinem Bette aufgerichtet, horchte er schärfer hin, da vernahm er deutlich ein leises Wimmern wie von einem Kinde. Schnell schlüpfte er in die Kleider, zündete eine Kerze an und begab sich zu dem Tische mit der Schüssel. Da sah er mit weit aufgerissenen Augen zu, wie sich die gallertige Masse in heftigen Zuckungen bewegte; die Oberhaut, welche sie umhüllt hatte, war geplatzt und nun wurde ein Kopf, zwei Paare Arm- und Fusstummeln und kleine Flügelansätze sichtbar, aus der Brust aber, die sich in schmerzhaften Zuckungen hob und senkte, rang sich ein leises Stöhnen und Wimmern, aus welchem aber der Assistent deutlich die Worte heraushörte: „Mich friert! Erbarmen, Erbarmen!“ Das war zu viel für den Verstand des Assistenten. Mit gesträubten Haaren hatte er dem Wimmern des rätselhaften Wesens zugehört, nun liess er halb wahnsinnig vor Schreck die Kerze fallen. Sie fiel gerade in die Schüssel. Plötzlich flammte der Spiritus in

mächtiger Lohe auf; an ein Löschen wäre nicht mehr zu denken gewesen, auch wenn es der Assistent gewollt hätte. Der aber stand da und sah zu, wie der Wunderkörper sich unter pfeifenden Tönen streckte und krümmte, wie er unter immer leiserem Singen ins Glühen kam und nach kurzer Zeit, als der Spiritus verbrannt war, zu einem Häufchen feiner, weisser Asche zerfiel.

Das Gesicht des Professors, als ihm am andern Morgen der Assistent die Schüssel mit der Asche brachte und erzählte, so habe er das Präparat morgens angetroffen, dieses Gesicht ist nicht zu beschreiben. Aber so ganz aus dem Gleichgewicht kann ein Professor niemals kommen, denn er weiss ja alles. Nachdem er sich von seiner Bestürzung erholt hatte, legte er den Finger an die Nase und sprach: „A priori ist ja eine Selbstverbrennung bei einem Körper, der neben seinem Eisengehalt noch 32,0 % Schwefel und 43,59 % Kohle enthält, wohl zu erklären. Meinen Sie nicht auch, Herr Assistent? So wollen wir denn eine sorgfältige Analyse der Aschenreste vornehmen und den Fall dann in dem nächsten Jahrbuche der Physik beschreiben.“





Der gesunde Menschenverstand.

Ein psychologisches Märchen.

Es war einmal ein kurzer, dicker Mann mit wasserblauen, vorstehenden Augen, der hatte eine grosse, knochige Frau, die fuhr im Hause herum wie ein Wedel, wollte alles allein am besten wissen und liess den dicken Hans ihren grossen Verstand und ihre noch grösseren Fäuste an allen Ecken und Enden fühlen. Da gab es nichts, was der Mann recht machen konnte; gleich fuhr sie dazwischen mit Schelten und Keifen, hiess ihn einen Esel, einen Ochsen, ein Rhinoceros und wie die anderen, wegen ihres Verstandes berüchtigten Tiere alle heissen, und wenn er dagegen seinen Mund auftun wollte, flog es mit Kopfnüssen und anderen derartigen Landesprodukten nur so um ihn herum.

Eines Tages um die Mittagszeit hiess sie ihn die Knödel an das Feuer setzen; das tat er, wie sie ihm befohlen. Aber anstatt die Knödel in die

Pfanne mit dem strudelnden Wasser zu legen, damit sie dort gar würden, legte er einen um den andern in das brennende Feuer und konnte sich nicht satt sehen, wie sie allmählich zu schwarzen Klumpen zusammenschrumpften. Da kam die Frau dazu und fuhr ihn an: „Wo sind die Knödel? Habe ich dir nicht gesagt, du sollest sie ans Feuer setzen?“ „Ja freilich, sprach der Dicke, „das habe ich getan. Sieh nur, wie sie im Feuer schön braun werden.“ Da riss das böse Weib einen Rührlöffel von der Wand und schrie: „Du Dummkopf! Wer hat dir denn gesagt, du sollest die Knödel in das Feuer selbst legen? Muss dir nicht der gesunde Menschenverstand sagen, dass sie verbrennen?“ „Der gesunde Menschenverstand? Was ist denn das? Von dem habe ich noch nie gehört.“ Da erhob das grimmige Weib den Rührlöffel zu einem wuchtigen Schlag; der dicke Hans aber dachte „der Gescheitste gibt nach“ und flüchtete, so schnell ihn seine Füsse trugen, von dannen.

Erst gedachte er sich bei einem Nachbar einzuquartieren, bis der grösste Zorn seines Weibes verraucht sei; da er sie aber noch nie so wütend gesehen hatte, so hielt er es diesmal doch für geratener, etwas weiter zu gehen und trollte, die Hände in den Hosentaschen, von dannen, bis er

an das Ende des Dorfes gelangt war. Da war ein Wassergraben mit vielen Enten; die einen lagen, den Kopf zwischen den Flügeln, am Ufer vor Anker; die andern aber konnten kein Genüge finden, mit senkrecht erhobenem Bürzel den schwarzen Schlamm zu durchschnattern. Eben hatte der Enterich eine grosse tote Maus gefunden, und mühte sich ab, dieselbe hinunterzuwürgen, bis ihm die Augen aus dem Kopfe traten. Aber wie er auch drückte, er brachte sie nicht hinunter; so würgte er sie wieder heraus und packte sie an dem Schwänzchen, ob es so nicht besser ginge. Aber es ging auch so nicht. Als dies die Enten sahen, erhob das ganze Volk ein schallendes Gelächter „ha ha, ha ha, ha ha ha!", dass ihnen die dicken Bäuchlein wackelten. Nun kam die Reihe an eine zweite Ente. Sie würgte und würgte, probierte es von vorn und von hinten, aber es ging ihr um kein Haar besser, als dem Enterich. So probierten es noch zehn andere Enten, aber alle mussten den fetten Bissen wieder herausgeben und jedesmal erhob sich von neuem das schallende Gelächter der anderen.

Das hörte auf seinem Miste nebenan der stolze Haushahn Gockel. „Muss doch einmal nachsehen, 'rum es bei dem Entenvolk da drüben so ver-

gnügt zugeht," sprach er zu seinen Hühnern und stolzierte hinüber an den Graben.

Eben waren ein paar andere Enten herangewackelt, um das Kunststück mit der Maus zu probieren, aber keine hatte es fertig gebracht. Da drehte sich der Hahn auf dem Absatz herum und schrie sie an: „Ihr dummes Volk, wie könnt ihr doch daran denken, einen solchen Bissen hinunter zu schlucken? Das muss euch doch euer gesunder Entenverstand sagen, dass er im Halse stecken bleibt!" Damit drehte er sich voll Verachtung herum und wollte von dannen gehen, der dicke Hans aber zog seine Mütze und rief ihn an: „Mit Vergunst, Herr Gockel, Ihr habt da von dem gesunden Verstande geredet und könnt mir gewiss auch Auskunft geben, wo ich den gesunden Menschenverstand finden kann."

Der stolze Gockel fühlte sich durch die Höflichkeit des dicken Hans sehr geschmeichelt. Er blieb deshalb stehen, machte ein paar Kratzfüsse und sprach: „Es tut mir leid, Euer Gnaden, dass ich keine bessere Auskunft geben kann. Ich kenne bloss den gesunden Hühnerverstand, wie er z. B. in mir verkörpert ist; allenfalls auch den gesunden Entenverstand, obgleich dieser rar ist. Von dem gesunden Menschenverstand aber kann ich nichts

berichten. Da müssen Euer Gnaden schon in die Stadt gehen. Da soll es ja sehr gescheite Menschen geben, die gewiss etwas Näheres über den gesunden Menschenverstand wissen.“ Sprach's, machte noch einmal ein paar kunstgerechte Kratzfüsse und liess den dicken Hans am Wege stehen.

Lange sah dieser dem Gockel nach, wie er zu seinen Hühnern zurückscharwenzte; endlich aber raffte er sich auf, setzte seine Mütze zurecht und sprach für sich: „Und ich muss doch noch den gesunden Menschenverstand finden, und wenn ich bis an das Ende der Welt laufen müsste!“ Mit diesem Vorsatz schlenderte er auf der Landstrasse weiter, bis er an das Tor der nächsten Stadt gelangte. Dort klopfte er an das Fenster des Pflastergeldeinnehmers, und als dieser herausschaute, fragte er ihn, ob er nicht wisse, wo in dieser Stadt der gesunde Menschenverstand zu finden sei. Der Einnehmer fuhr mit seinem Kopf noch viel schneller zurück, als er herausgeschaut hatte, und nun hörte ihn der dicke Hans lachen: „Ha ha ha! Ha ha ha! Ha ha ha! Weib, komm doch herein! Da draussen steht einer, der will wissen, wo hier der gesunde Menschenverstand zu finden sei. Ha! Ha! Weisst du es vielleicht? Meinst du nicht, ich solle ihn auf das Rathaus schicken, wo jetzt gerade die

Stadträte versammelt sind? Die würden gucken. Ha ha ha!" „Was fällt dir ein?" sprach das Weib. „Auf das Rathaus? Da muss man ja den gesunden Menschenverstand bei Tag mit der Laterne suchen. Aber da fällt mir ein, wir schicken den Dicken da draussen zu dem homöopathischen Doktor Kügelchen, dessen zweites Wort ja immer ist, allein bei der Homöopathie sei der gesunde Menschenverstand zu suchen. He da, Fritz, begleite den Mann da draussen zu dem Doktor Kügelchen am Gansmarkt! Der wird schauen, wenn er so raren Besuch vom Lande bekommt!"

Nun ging der dicke Hans mit dem Knaben des Einnehmers durch viele Strassen, bis sie auf den Gansmarkt und zu dem Hause des Dr. Kügelchen gelangten. Dort riss Hans auf das Geheiss des Jungen an der Glocke, dass es durch das ganze Haus gellte, und als ihm die Magd öffnete und nach seinem Begehr fragte, wollte er zunächst einmal wissen, ob er im rechten Hause sei, wo man den gesunden Menschenverstand finden könne. Lachend ging die Magd hinweg und berichtete es ihrem Herrn. Der stiess vor Verwunderung beinahe die Reibschale, mit der er beschäftigt war, vom Tische und rief: „Wahrhaftig, das ist der erste gescheite Mensch, der je die Schwelle meines

Hauses überschritten hat. Lass ihn sogleich hereinkommen!"

Hans trat ein, drehte seine Mütze zwischen den Händen und liess seine wasserblauen Augen im ganzen Zimmer herumschweifen, bis er endlich den Doktor, einen hageren, alten Herrn mit schneeweissen Haaren, gewahrte. Dem trug er sein Anliegen vor, sein Weib schwatze immer vom gesunden Menschenverstande und nun möchte er doch einmal wissen, was derselbe sei und wo man ihn finden könne. „Mein Sohn," sprach der alte Doktor, „dein Instinkt hat dich an die richtige Quelle geleitet, denn nur von mir, dem berufensten Vertreter der Homöopathie, kannst du erfahren, wo der gesunde Menschenverstand zu finden ist. Was denkst du über die Krankheiten, mein Sohn?" „Über die Krankheiten? Weiss nicht, was dies ist, bin mein Lebtag noch nie krank gewesen." „So hast du auch noch nie über die Behandlung der Krankheiten nachgedacht?" „Nachgedacht? Nichts habe ich gedacht, mein Leben lang nichts."

„Es ist die reine tabula rasa," dachte der Doktor bei sich, zu dem dicken Hans aber sprach er: „Setze dich hier zu mir und gib wohl acht auf das, was ich zu dir rede! Wenn du auch selbst noch nie krank gewesen bist, so wirst du doch schon

erfahren haben, dass andere Menschen krank wurden." „Ja andere," sprach Hans, „aber ich nicht." „Nun ja," fuhr der Doktor fort, „was tut man mit diesen Kranken?" „Was man mit ihnen tut? Da kommt der Doktor Balbus und laxiert sie nach unten und oben, und wenn sie dann noch nicht gesund sind, so schlägt er ihnen eine Ader." „Ganz richtig," sprach Dr. Kügelchen, „so machen es eure Doktoren. Es gibt aber noch eine andere Art, die Menschen zu kurieren, das ist der gesunde Menschenverstand und den sollst du jetzt von mir erfahren. Der gesunde Menschenverstand kuriert die kranken Menschen nicht mit Laxier- und Brechmitteln, sondern mit dem, was einen gesunden Menschen in ähnlicher Weise krank machen würde. Hast du mich verstanden?" „Nein," sprach Hans und sperrte vor Verwunderung den Mund auf, wie der Karpfen, wenn er aufs Trockene gezogen wird. „Das begreife, wer kann, ich nicht." „So will ich's dir an einem Beispiel zeigen. Du kennst doch den Baum, welchen man den Lebensbaum heisst?" „Den kenne ich," rief Hans. „Wir haben auch einen im Garten und auf dem Kirchhof gibt es viele." „Nun ja, siehst du," sprach der Doktor. „Mit dieser Pflanze wird ein Gewächs unter der Zunge geheilt, welches man die Fröschleingeschwulst

heisst, und zwar wendet man dieses Heilmittel deswegen an, weil dieselbe Pflanze bei einem Gesunden ein ähnliches Gewächs erzeugen würde. Begreifst du nun?“ „Nein,“ rief Hans, „ich begreife es nicht. Ich habe oft ein Zweiglein von dem Lebensbaum im Munde zerkaut und nie ist mir ein Fröschlein unter der Zunge gewachsen.“

„Eigensinniger Bauernschädel,“ murmelte der Doktor zwischen den Zähnen. Laut aber sprach er: „Du hast noch nicht die ganze Weisheit des gesunden Menschenverstandes vernommen. Wir von der Homöopathie lassen die kranken Menschen nicht ganze Haufen von Arzneimitteln einnehmen, sondern geben ihnen nur einen Tausendstelstropfen von einer Tinktur oder ein Kügelchen, das mit einem Millionstelstropfen getränkt ist.“ Da riss Hans Mund und Augen noch viel weiter auf und fragte: „Aber warum denn bloss solche Bisschen?“ „Siehe,“ sprach der Doktor, „das ist gerade der gesunde Menschenverstand, dass die Arzneimittel um so viel besser wirken, je mehr sie verdünnt sind. Begreifst du das nicht?“ „Nein,“ rief Hans, „das begreife der Teufel. Behaltet Euren Menschenverstand für Euch! Das ist nicht der richtige, gesunde, den ich suche.“ Damit riss er die Türe auf und rannte die Treppe hinunter und zum Haus hinaus.

Auf der Strasse hätte er beinahe einen Mann umgerannt, wenn dieser nicht gerade noch zu rechter Zeit ausgewichen wäre. Der Mann schlich an einem Stocke daher, wie ein Totkranker, blieb alle Augenblicke stehen, um Atem zu schöpfen und begleitete jeden Schritt mit einem Seufzer. Das griff dem dicken Hans so ans Herz, dass er voll Bekümmernis fragte: „Vetter, wo fehlt es denn bei Euch, dass Ihr so schrecklich seufzen müsst?“ „Ach,“ erwiderte der Mann, „mir fehlt es überall. Ich bin vor einem Vierteljahr von einem Wagen gefallen und volle 13 Wochen in einem Spital gelegen, obgleich die Doktoren sagten, ich habe bloss etliche Knochen verstaucht. Aber ich muss selbst am besten wissen, wie es mit mir steht. Und jetzt will mir keine von den Versicherungskassen eine Entschädigung herauszahlen, während ihnen doch der gesunde Menschenverstand sagen muss, dass mein ganzes Nervensystem durch den Unfall zerrüttet ist und ich zu nichts mehr tauglich bin.“ „Hm,“ sprach Hans, „von den Nerven weiss ich nichts, aber von dem gesunden Menschenverstand habe ich auch schon gehört und möchte zu gerne wissen, wo man denselben finden kann.“ „Wartet nur,“ sprach der Mann, „Ihr werdet denselben vielleicht heute noch zu sehen bekommen. Ich bin

schon von vielen Ärzten untersucht worden, aber noch keiner hat mir entschieden zu meinem Rechte verholfen, weil noch keiner mein ganzes Leiden richtig erkannt hat. Aber jetzt gehe ich zu dem berühmten Nervendoktor Kraft und dem traue ich zu, dass er mit seinem grossen Verstand mein Leiden erkennt." „Vetter," sprach Hans, „wenn dies der Mann mit dem gesunden Menschenverstand ist, so gehe ich mit. „Meinetwegen," entgegnete dieser und humpelte in Begleitung des Dicken weiter, bis sie miteinander in die Wohnung des Nervenarztes gelangten.

Sie sassen noch nicht lange da, so trat dieser ein und liess seine klugen Augen hinter der goldenen Brille von einem zum andern schweifen. Der Mann mit den vielen Leiden nannte seinen Namen und kramte aus seiner Brusttasche einen ganzen Haufen Papiere hervor; der dicke Hans aber sagte, er sei bloss mitgegangen, um einmal den gesunden Menschenverstand leibhaftig zu sehen. Da lächelte der Doktor dem Dicken zu und hiess ihn ruhig sitzen bleiben; dem stöhnenden und keuchenden Mann aber half er sich entkleiden und nun ging es an ein Klopfen und Horchen, an ein Messen und Tasten, dass der dicke Hans sich nicht genug verwundern konnte. Dazwischen sah der

Doktor immer wieder in die mitgebrachten Papiere und machte sich mit ernstem Gesichte Bemerkungen auf einem Zettel. Zuletzt wurde eine grosse Elektrisiermaschine in Gang gesetzt und Hans zuerst aufgefordert, mit seinen Zeigefingern zwei kleine Messingplatten zu berühren. Wie von einer Schlange gestochen, sprang Hans in die Höhe; der leidende Mann aber liess sich am ganzen Körper elektrisieren, ohne nur mit einer Wimper zu zucken. Als die Untersuchung fertig und der Mann wieder angezogen war, hiess ihn der Doktor auf einem Ruhebett Platz nehmen, sah ihm starr in beide Augen, bis dieselben langsam zufielen und strich mit beiden Händen so lange von seiner Stirne abwärts, bis der Mann fest schlief und seine Atemzüge wie die eines Schlafenden zu hören waren. Dann sprach er ihm leise in das Ohr: „Du wirst auf dem Heimwege in die Wirtschaft zum blauen Bock gehen, wo heute Tanzmusik ist, und dort tun, wozu dich dein Herz treibt.“ Dann weckte er ihn durch Anblasen in das Gesicht und hiess den verwundert um sich Schauenden ruhig fortgehen; das übrige werde schon nachfolgen.

Den Hans aber, der ein noch viel dümmeres Gesicht machte, hiess der Doktor dableiben, da er noch mit ihm zu reden habe. „Mein Lieber,“ sprach

er, „du hast jetzt schon ein Stück des gesunden Menschenverstandes gesehen, du wirst aber noch mehr davon sehen, wenn du tust, was ich dir auftrage. Du hast nichts weiter zu tun, als dem Manne, der dagewesen ist, von der Ferne nachzufolgen und zu sehen, was er tut. Geht er in ein Wirtshaus, so gehst du auch hinein, merkst eine Zeit lang genau auf den Mann auf und läufst dann eilends zu mir zurück, um mir das Gesehene zu melden. Hast du verstanden?" „Sehrr woll, Herr Doktor," sprach Hans und legte seine rechte Hand an die Mütze, wie er es schon bei den Soldaten gesehen hatte.

Keine halbe Stunde stand es an, da keuchte der dicke Hans schon wieder die Treppe bei dem Doktor herauf und stürmte gerade in dessen Zimmer mit dem Ausruf: „Der Kranke!" „Heraus mit der Sprache!" rief der Doktor. „Was ist's mit dem Kranken?" „Der Kranke — der Kranke tanzt auf Tod und Leben im blauen Bock." Da wollte sich der Doktor beinahe ausschütten vor Lachen, nahm schnell Hut und Stock zur Hand und sprach zu dem Dicken: „Das hast du brav gemacht. Wie es gegangen ist, kannst du mir unterwegs erzählen. Jetzt nur schnell vorwärts, damit wir den Vogel noch im Garn erwischen!" „Wie es gegangen ist?

Erst ist er nur so dahergeschlichen, als wie wenn ihm jeden Augenblick der Atem ausginge. Wie er um die nächste Ecke herum war, ist er mir schon um einen ganzen Kopf grösser vorgekommen und noch einmal um eine Ecke, da ist er bolzgerade stehen geblieben und hat sich überall umgeschaut, aber mich hat er nicht gesehen. Auf einmal ist er mit einem Satz in einem Hause drin gewesen und wie ich nachlaufe, so ist es die Wirtschaft zum blauen Bock und drinnen geht es hoch her mit lauter Fideln, Schalmeien und Trompeten. Ich habe gerade noch gesehen, wie der kranke Mann mit einer schwarzbraunen Dirne herumgefahren ist, wie der Lump am Stecken, dann bin ich schnell weggelaufen, um es Euch zu melden."

So viel nacheinander hatte Hans sein ganzes Leben lang noch nicht gesprochen, deshalb schwieg er jetzt still und beeilte sich nur, mit dem Doktor, der immer vor sich hin lachte, Schritt zu halten. Als sie zum blauen Bock gekommen waren, öffnete der Doktor schnell die Türe und zog den dicken Hans hinter sich herein. Richtig, da war ja der Schwerkranke. Der hatte, um es sich leichter zu machen, den Rock ausgezogen und wiegte sich eben mit der Schwarzbraunen in einem gemütlichen Walzer, wobei er den Kopf nach dem Takt der

Melodie von einer Seite zur anderen wandte und mit den Beinen die lächerlichsten Schwenkungen ausführte. Und als die Musik schwieg, fasste er seine Tänzerin unter den Armen, hob sie frei in die Höhe und stiess einen Juhschrei aus, dass im ganzen Saale die Fenster zitterten. „Bravo, Herr Schlaumeier," rief der Doktor und klatschte wie toll mit beiden Händen. Das Gesicht Schlaumeier's, als er aufschaute, und den Doktor erblickte, hättet ihr sehen sollen. Erst wurde er kreidebleich und wollte zusammenklappen, wie ein Taschenmesser; dann wieder wurde er rot, wie ein gesottener Krebs und stammelte in der Pein seiner Seele: „Herr Doktor! Herr Dok . . . tor!" „Bitte, Herr Schlaumeier," sprach dieser, „lassen Sie sich durchaus nicht in diesem gesunden Vergnügen stören! Wie ich sehe, haben Sie sich in kurzer Zeit von Ihrem schweren Leiden gänzlich erholt. Ich gratuliere Ihnen von Herzen und möchte Sie nur noch fragen, was ich mit Ihren Papieren anfangen soll. Wollen Sie dieselben bei mir abholen, oder soll ich sie dem Staatsanwalt zu einer interessanten Unterhaltung zuschicken?" Nun wurde Schlaumeier trotzig, warf sich in die Brust und sprach: „Meinethalb tun Sie mit den Papieren, was Sie wollen, ich bin nun einmal plötzlich wieder gesund geworden und möchte den

sehen, der mir dies verwehren wollte." „Ich am allerwenigsten," sprach der Doktor und zog den dicken Hans lachend zur Türe hinaus. Auf der Strasse übergab er ihm den Stecken Schlaumeier's, den er in einer Ecke lehnend gesehen und mitgenommen hatte, und sprach zu ihm: „Siehe, Hans, du bist in diese Stadt gekommen, um den gesunden Menschenverstand zu finden, und bist wahrlich nicht betrogen worden. Der gesunde Menschenverstand hat mir gleich beim Anblick des Schlaumeiers gesagt, dass er ein Betrüger ist. Der gesunde Menschenverstand hat mir auch das Mittel gezeigt, ihn zu entlarven. Nimm diesen Stecken des Entlarvten und gedenke beim Anblick desselben immer an das, was du hier gesucht und gefunden hast!"

Als Hans den Stecken in die Rechte nahm, spürte er, wie ein Ruck durch seinen Körper ging und wie in seinem Kopf ein Türlein sich auftat, das bisher verschlossen war. Wohlgemut und erhobenen Kopfes wandelte er wieder seiner Heimat zu, und als ihn sein Weib erblickte, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und konnte sich über die Veränderung, die mit ihrem Hans vorgegangen war, nicht genug verwundern. Er begriff nicht nur alles, was sie sagte, nein, er wusste vieles noch viel besser, als sie selbst. Auch seine Nach-

barn und alle im Dorfe merkten, dass er einen ganz anderen Verstand bekommen hatte, und keine paar Jahre stand es an, so wählten sie den dicken Hans zum Gemeinderat und als der alte Schulze gestorben war, sogar zum Obersten im ganzen Dorfe. Viele, viele Jahre sah man ihn mit seinem Stecken, ohne den er niemals ausging, auf das Rathaus wandeln. Dort schaltete und waltete er als ein weiser und gerechter Richter, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er heute noch.





Ahasver.

Ein hygienisch-diätetisches Märchen.

In der Bierstadt München lebten einmal zwei Gigerln, der Alois Gerstinger und sein Freund Josef Pimpelhuber. Die waren unzertrennlich. Wo der eine war, da war auch der andere. Sie hatten gleiche Kleider und gleiche Hüte und gleiche Stöcke. Was der eine ass und trank, verzehrte auch der andere, und da sie fast gleichen Alters und in der Postur nur wenig verschieden waren, so kam es, dass sie fast das gleiche Gewicht hatten und zwar ein recht hohes.

Zu selbiger Zeit machte ein Apostel der Naturheilkunde in München viel von sich reden. Derselbe hiess Sebastian Mahner, hatte bereits einen Verein der Gesundheitsfreunde gegründet und predigte zweimal in der Woche in den grossen Sälen der Stadt über naturgemässes Leben und über die Schädlichkeit und Entbehrlichkeit der Doktoren.

„Du, Josef," sagte eines Tages der Alois Gerstinger zu seinem Freunde, „heute abend ist nirgends was extra los. Wollen wir nicht in die Westendhalle gehen und die Hetz mit dem Naturdoktor uns anschauen?"

„Mir ganz recht," erwiderte der. „Hätte schon lang gern einmal mit angehört, wie der Gesundheitsprofessor mit unseren Doktoren umgeht. Es muss ein wahres Gaudi sein." „Ist er denn Professor?" „I Gott bewahre! Die Leute von seinem Anhang nennen ihn nur so, und er lässt sich's gerne gefallen. Eigentlich ist er ein verkrachter Schuster. Sitzleder zur Arbeit hatte er keines, Geld zum Flanieren in den Wirtshäusern ebenso wenig, um so mehr aber das Gefühl seines inneren Wertes. So hat er denn angefangen, sich auf den Gesundheitsapostel hinauszuspielen, hält stundenlange Reden an seine lieben Mitmenschen und ist dabei rasch zu Ansehen und Geld gekommen. Nun, wir werden ja den Rummel heute abend selbst schauen!"

Punkt acht Uhr trafen die Freunde in dem schon stark besetzten Saale zusammen und nahmen ihre Plätze in einer der hinteren Sitzreihen, von wo sie den Saal mit seinen Insassen wohl übersehen konnten. Immer stärker füllte sich der Raum mit Männlein

und Weiblein, denen man schon von Weitem ansehen konnte, ob sie zu den Gläubigen oder Neugierigen gehörten. Ein Surren wie in einem Bienenschwarm schwirrte durch den Saal, auf den schrillen Klang einer Glocke aber wurde auf einmal alles still und herein trat feierlichen Schrittes der Gesundheitsapostel in einem langen, schwarzen, bis an das Kinn hinauf geschlossenen Gehrock; die langen Haare hatte er hinter die Ohren zurückgestrichen, das Gesicht glatt ausrasiert, nur vorn um den Hals herum strebte ein dichter Bocksbart aus dem Gehege der steifen Vatermörder hervor.

„Pass auf, Freundl, jetzt wird's wohl bald losgehen," wisperte Alois seinem Freunde Josef zu, wurde aber von diesem durch einen gelinden Rippenstoss bedeutet, sich ruhig zu verhalten.

Nachdem der Apostel ein grosses, schwarzes Buch mit Goldschnitt auf einen Pult vor sich niedergelegt hatte, verbeugte er sich, und begann also: „Hochansehnliche Versammlung, liebe Freunde und Genossen! Wir haben an den letzten Abenden die gesunde Wohnung und die gesundheitsgemässe Kleidung besprochen und kommen nun heute zu dem Wichtigsten, was die Gesundheit des Menschen berührt, nämlich zu der Ernährung. Lasset uns sehen, was darüber in dem goldenen Buche der

Gesundheit geschrieben steht! Da lesen wir im achten Kapitel, dass nur derjenige Mensch gesund bleiben kann, der sich in naturgemässer Weise nur von Vegatabilien ernährt; und im neunten Kapitel steht geschrieben, dass es keinen ärgeren Feind des Menschen geben kann, als die geistigen Getränke. Deshalb haben in einem Städtchen im Staate Wisconsin die ledigen Mädchen einen Bund gegründet und geschworen, nur solchen jungen Männern die Hand zum Ehebund zu reichen, welche niemals ihren Fuss in ein Wirtshaus setzen. Wie aber steht es damit bei uns? Ist nicht unsere Stadt München durch ihre Fleischgefrässigkeit und Bierschlemmerei berüchtigt? Und wer ist daran schuldig? Niemand als die sogenannten wissenschaftlichen Ärzte. Anstatt dem Volke mit gutem Beispiel voranzugehen, sind sie nicht zufrieden, wenn die Kalbshaxen nicht handbreit über den Teller hinausschauen und von ihrem ewigen Bierdurst ist gar nicht zu reden."

Voll Andacht und sittlicher Entrüstung nahm der Apostel einen Schluck Wasser aus einem bereit stehenden Glase, Josef Pimpelhuber aber flüsterte seinem Freunde zu: „Der unverschämte Kerl, der! Nach jedem solchen Vortrag verzehrt er seine drei paar Würstel und unter zehn Mass

Bier geht er nie Abends nach Hause, das steht bombenfest."

Hatte schon vorher das ganze Gebahren des Apostels das Zwerchfell des Alois in heimliche Bewegung versetzt, so kam jetzt auf die absonderlichen Reden des Josef seine innere Heiterkeit zu vollem Ausbruch. Wie ein Wildbach, alle Hindernisse niederreissend, aus der Felsenkluft hervorbricht, so drang aus seiner breiten Brust mit einem Male ein Lachen hervor, ein Lachen so gewaltig und erschüttend, dass es den ganzen Saal erfüllte, und immer wieder von neuem folgte dröhnend und rollend eine andere Salve. Alles schaute, die einen murrend, die anderen belustigt, auf den wohlbekannten Alois Gerstinger, der sich anscheinend vor Lachen gar nicht zu helfen wusste. Da auf einmal hörte er mit offenem Munde auf. Etwas ganz absonderliches war ihm passiert. Vor ihm sass neben einer älteren Frau ein junges, blondes Mädchen. Die hatte sich herumgedreht und schaute ihn mit ihrem rosigen Gesicht und ihren lustigen, blauen Kinderaugen so verwundert an, dass er mitten im Lachen abbrach und dasass, als wäre er versteinert. Nein, so was Liebes, Herziges hatte er sein Lebtag nicht gesehen! Das feine Näschen, die roten, schelmischen Lippen und die zierlichen Grübchen in den

Backen! In ganz München rühmte er sich alle Blonden, Braunen und Schwarzen zu kennen, aber die da vor ihm musste wie ein lustiger, kleiner Kobold plötzlich aus dem Erdboden heraufgetaucht sein.

Allmählich legte sich die Erregung im Saale und der Apostel, durch einige Schlücke Wasser gestärkt, konnte fortfahren, mit schnarrender Stimme über das Münchener frevelhafte Schlaraffenleben loszuziehen. Alois aber hatte genug gehört. Sein Herz war ihm zu voll, als dass er noch weiter hätte ruhig sitzen können. Es drängte ihn, sich mit seinem Freunde Josef auszusprechen, deshalb gab er ihm einen Wink, möglichst ohne viel Aufhebens sich zu entfernen. Draussen vor dem Saale standen sie und wollten warten, bis das liebe Kind mit seiner Mutter käme, aber ob sie auch beide nach Beendigung des Vortrages alle Herauskommenden musterten, die kleine Blonde war nicht darunter, sie musste durch einen der Nebenausgänge verschwunden sein. „Haha!" lachte Josef, „da stehen wir, wie die betrübten Lohgerber, denen der Bach ihre Felle mitgenommen hat." „Still!" rief Alois, „tu mir den einzigen Gefallen und lache nicht! Merkst du denn nicht, dass mein ganzes Herz an diesem Kinde hängt? Sie muss die Meine werden,

oder —" „Oder was?" „Ich wüsste nicht, was mir das Leben noch wert wäre." „Steht es so mit dir? Schau, schau! Wer hätte das von dem lustigen Alois gedacht? So muss ich halt auf Kundschaft ausziehen und forschen, wo das Schatzenkind sein Nestl hat. Du weisst ja, ich hab eine feine Nase. Aber was bekomm ich dann?" „Was du bekommst? Mein Lebtag werd' ich dir dies nicht vergessen und haben sollst, was du nur immer begehrst."

Am anderen Vormittag lag Alois grämlich und missmutig in einem Lehnstuhl seiner Junggesellenstube, als sich eilige Schritte auf der Treppe hören liessen und gleich darauf Josef hereinstürmte. „Hurra! Wir haben sie, wir haben sie." „Wen denn?" „Fragt der Mensch auch noch, wen? Wen anders, als deine kleine Blonde von gestern abend! Gelt, da spannst, wie ich dahinter gekommen bin? Fragst einmal den Saaldiener Weisel, dacht' ich, und richtig, der weiss, dass die beiden, Mutter und Tochter, schon öfters dagewesen sind, dass es die Witwe eines Beamten aus der Pfalz ist, die nach dem Tode ihres Mannes mit ihrer Tochter in ihre Heimatstadt München gezogen, und dass sie in der Auvorstadt Nummer so und so wohnen. Da bin ich halt sofort heute früh hinausgefahren, und richtig, wie ich an dem Haus hinaufschau, hat das

blonde Schatzerl oben herausgeguckt. Was sagst jetzt dazu?" „Was ich dazu sag'? Dass du der beste, gescheiteste Kerl bist, der unter der Sonne herumläuft." Damit packte Alois seinen Freund an beiden Schultern und wirbelte ihn so lange in der Stube herum, bis ihm Hören und Sehen verging. „Lass mich aus! Lass mich aus!" stöhnte Josef. „Willst mir durchaus die Seel' aus dem Leibe drücken?" Jetzt erst kam Alois zu sich. Er streckte dem Freunde beide Hände entgegen und sprach: „Du weisst, was ich von meinem Danke gesagt habe. Aber ich verlange noch viel mehr von dir. Du musst heute mittag noch zu dem Mädchen hinausfahren und in meinem Namen um ihre Hand anhalten." „Ja warum nicht gar? Warum gehst du, der Alois Gerstinger, nicht selber hin und sagst, wie es um dich steht?" „Ich kann nicht, ich kann nicht. Denk' an den gestrigen Abend, wie sie mich angeschaut hat wegen meines widersinnigen Gelächters! Also, willst du oder willst du nicht?" „Nun ja, ich geh' ja schon. Dir zu lieb ging ich zum Teufel und tät um seine Grossmutter anhalten. Um fünf Uhr kannst mich hier in deiner Stube erwarten."

So langsam wie heute war dem Alois noch kein Nachmittag verlaufen. Endlich schlug es auf

oder –" „Oder was?" „Ich wüsste nicht, was mir das Leben noch wert wäre." „Steht es so mit dir? Schau, schau! Wer hätte das von dem lustigen Alois gedacht? So muss ich halt auf Kundschaft ausziehen und forschen, wo das Schatzenkind sein Nestl hat. Du weisst ja, ich hab eine feine Nase. Aber was bekomm ich dann?" „Was du bekommst? Mein Lebtag werd' ich dir dies nicht vergessen und haben sollst, was du nur immer begehrst."

Am anderen Vormittag lag Alois grämlich und missmutig in einem Lehnstuhl seiner Junggesellenstube, als sich eilige Schritte auf der Treppe hören liessen und gleich darauf Josef hereinstürmte. „Hurra! Wir haben sie, wir haben sie." „Wen denn?" „Fragt der Mensch auch noch, wen? Wen anders, als deine kleine Blonde von gestern abend! Gelt, da spannst, wie ich dahinter gekommen bin? Fragst einmal den Saaldiener Weisel, dacht' ich, und richtig, der weiss, dass die beiden, Mutter und Tochter, schon öfters dagewesen sind, dass es die Witwe eines Beamten aus der Pfalz ist, die nach dem Tode ihres Mannes mit ihrer Tochter in ihre Heimatstadt München gezogen, und dass sie in der Auvorstadt Nummer so und so wohnen. Da bin ich halt sofort heute früh hinausgefahren, und richtig, wie ich an dem Haus hinaufschau, hat das

gestern Abend hinter ihnen gesessen seiest, da wurde die Kleine erst rot bis hinter die Ohren, gleich darauf aber fingen beide an zu lachen, dass ihnen das Wasser nur so aus den Augen lief. „Also der dicke, grosse Herr ist es, der so fürchterlich gelacht hat?“ „Na ja,“ sag' ich ein bissl spitzig, „derselbige ist es.“ „Aber warum kommt er denn nicht selber?“ „Schauen's,“ sag' ich, „er ist ein bissl geniert wegen seines gestrigen Gelächters, sobald er aber die Gewissheit hat, dass ihm das Fräulein ein klein bissl gewogen ist, wird er sofort selbst seine Aufwartung machen.“ „Aber,“ meint die Mutter, „wir kennen ihn ja gar nicht, wir wissen gar nichts von seinen Verhältnissen.“ „O, was die Verhältnisse betrifft,“ sag' ich, „so gibts keine besseren. Er steht ganz allein auf der Welt. Aber sein Vater, der Bierbrauer Gerstinger, hat ihm bei seinem Tode zwei Millionen bar und so und so viel Aktien von der Brauerei hinterlassen. Da lässt sich, mein' ich, kommod leben.“ „Ja, wie lebt er denn? Was ist sein Beruf, sein Geschäft?“ fragt die Kleine. „Beruf? Geschäft?“, sag' ich. „Wenn man ein solches Vermögen hat, wie mein Freund Alois Gerstinger, so braucht man nichts zu schaffen.“ „Was du denn den Tag über treibest,“ fragt die Kleine immer weiter. „Das will

ich Ihnen genau sagen," sag' ich. „Des Morgens, wenn er seinen Kaffee getrunken hat, liest er bis gegen zehn Uhr seine Zeitungen. Dann hol' ich ihn ab zu einem Spaziergang oder machen wir mit seinem Gefährt eine Fahrt durch die Anlagen. Nachher gehen wir zur Frühmess und trinken so zwei bis drei Massl Bier. Nachher gehen wir zum Mittagessen ins Hotel, hernach geht's ins Kaffeehaus, wo mit zwei anderen Freunden ein Tarok gespielt wird. Um vier Uhr, wenn frisch angestochen ist, gehen wir ins Hofbräuhaus bis gegen sechs Uhr. Da erkundigen wir uns, was abends los ist, und gehen entweder ins Theater oder zu sonst einer Hetz, und wenn's da aus ist, gehen wir noch einmal ins Hofbräu und trinken noch vier, fünf, sechs Massl, bis es Zeit ist ins Bett."

Je weiter ich da erzähl', um so mehr ist dem Fräulein das Lachen vergangen. Jetzt ist sie aufgestanden und hat gesagt: „Sagen Sie Ihrem Freunde, dass ich einem solchen aufgeschwemmten Koloss, der nichts arbeitet und aussieht, wie ein zweibeiniges Nilpferd, niemals meine Hand reichen werde." „Aber Anna," meinte die Kanzleirätin, ,wie kannst du so etwas sagen? Bedenke doch, die glänzende Stellung!" Die aber warf ihr Köpfchen in den Nacken und sprach: „Das ist mein

letztes Wort: Ist es dem Herrn Gerstinger möglich, durch vernünftiges Leben und geordnete Tätigkeit ein besseres, menschenwürdigeres Aussehen zu bekommen, so kann er später einmal selbst wieder anfragen, anders aber nicht. Und damit Gott befohlen."

„Wer hätte gedacht, dass hinter dem lustigen Kindergesichtchen ein solcher Trotzkopf stecken würde! Ich hab' meinen Hut genommen und mich empfohlen. Und jetzt, lieber Freund, schlag' dir die ganze Geschicht' aus dem Kopf! Darfst ja nur die Hand ausstrecken und an jedem Finger hängen gleich zehn, die dich nehmen."

„Aber keine Anna," seufzte Alois und sank wie vernichtet in einen Lehnstuhl. „Ach was," polterte Josef, „wer wird auch gleich wegen eines Mädels den Kopf hängen lassen! Marsch, auf! Mach' dich fertig ins Hofbräu, da werden dir nach ein paar Massln schon die Mucken vergehen." Aber da half kein Zureden. Auch am andern Morgen, als ihn sein Freund in die Frühmesse abholen wollte, war er nicht dazu zu bewegen. Als aber Josef fort war, nahm er seinen Hut und Stock und begann mechanisch durch die Strassen zu rennen, immer weiter und weiter, bis er auf einmal merkte, dass er sich ausserhalb der Stadt auf der Land-

strasse befand. Ein scharfer Wind wehte ihm entgegen, aber da er seinem schmerzenden Kopfe wohl tat, zog er den Hut tiefer in die Stirne und stürmte so dem Winde entgegen, als gelte es, eine feindliche Stellung zu erobern. Plötzlich prallte er an einer hohen, dunklen Gestalt an, die ihn beinahe zum Wanken gebracht hätte. Und wie er aufschaute, stand vor ihm ein Wesen, wie er noch keines in seinem Leben geschaut hatte. Ein langer, schwarzer Talar umhüllte den hochgewachsenen, nur wenig gebeugten Körper eines Greises von erschreckender Magerkeit. Eine spitze, schwarze Lammfellmütze bedeckte den Kopf mit den schneeweissen, wallenden Haaren, in scharfer Krümmung ragte eine mächtige Nase aus dem lederfarbenen Gesichte, unter den weissen, buschigen Brauen aber funkelten ihm zwei dunkle Augen in unheimlichem Feuer entgegen.

Verlegen und bestürzt über die Erscheinung lüftete Alois den Hut und brachte stotternd eine Entschuldigung vor. Der Alte aber fiel ihm ins Wort: „Lass gut sein, du Erdensohn. Du hast mich nicht gesehen, so wenig, wie ich dich; so hat keiner von uns dem andern etwas vorzuwerfen. Aber wie kommt es, dass die Jugend so in sich selbst versunken ist, dass sie alles um sich herum

übersieht?“ Forschend bohrten sich die Augen des Greises in das Gesicht des jungen Mannes. „Du hast geheimen Kummer,“ fuhr er fort. „So nenne mir dein Leid, vielleicht bin ich im stande, dir zu helfen.“ Alois wusste nicht, wie ihm geschah. Aber unter dem Blicke der dunklen Augen, die auf ihn gerichtet waren, begann er zögernd seine Beichte. „Ich, Alois Gerstinger, einer der reichsten jungen Männer Münchens, werde von einem lieblichen Mädchen, der ich Herz und Hand angetragen habe, verschmäht.“ „Und warum?“ „Weil — weil ich ihr zu dick sei.“ Da entrang sich dem Munde des Greises ein Lachen, so scharf und schneidend, dass es dem armen Alois durch Mark und Bein hindurchging. „Und das ist dein ganzes Leid, du armer Erdensohn? Nun schaue mich an! Wer glaubst du, dass da vor dir stehe? Ich bin Ahasver, der schon bald zwei Jahrtausende verdammt ist, ruhelos über die Erde zu wandern. Was soll dein Kinderspiel gegen das unermessliche Leid, das durch meine Seele wütet? Doch sei getrost! Nicht vielen Menschenkindern ist es bestimmt, mich auf meinen Wanderungen zu erblicken, aber alle, denen dies begegnet ist, haben nur Heil und Glück davongetragen. Auch dir kann geholfen werden, wenn du meinen Rat befolgst.“

„Und der wäre?“ fragte Alois mit freudigem Aufatmen. „Ich nenne dir zwei Talismane, die heissen Mässigkeit und Arbeit. Auf meinen jahrhundertelangen Wanderungen habe ich nur Brot gegessen und Wasser getrunken; ich bin wohl älter geworden, aber an Kräften immer derselbe geblieben. Befolgst du, was ich dir gesagt habe, so hoffe ich dich glücklich zu treffen, wenn ich nach einem Jahre wieder hier vorüberkomme.“

Mit einem stummen Neigen seines Hauptes und einem Handschlag, der den ganzen Körper des jungen Mannes erbeben machte, nahm Ahasver von diesem Abschied und war bald mit grossen, eiligen Schritten in der Ferne entschwunden.

Was in dem Innern des Alois Gerstinger vorging, hätte niemand geahnt, der ihn auf seinem Rückwege in die Stadt erhobenen Hauptes daherkommen sah. Noch viel weniger aber hätte sich der Direktor der Gerstingerschen Aktienbrauerei träumen lassen, dass am andern Morgen der junge Herr, wie Alois genannt wurde, im Geschäftszimmer erscheinen und nach Arbeit ohne Belohnung fragen würde. Allen Einreden des verwunderten Direktors entgegen verlangte er, auf der Stelle in das Geschäft eingeführt und später zu allen Arbeiten, wie ein anderer, verwendet zu

werden. Er habe bereits Arbeitskleider mitgebracht, und was das Essen betreffe, so wolle er mit den übrigen Arbeitern mithalten. Kopfschüttelnd musste er den dicken, jungen Herrn gewähren lassen, dass er sich im Hofe unter die verblüfft aufschauenden Brauburschen mischte, und als kurz darauf Josef Pimpelhuber erschien, um nach seinem Freunde zu fragen, konnte er nur auf eine Gruppe von Burschen deuten, die mit Aufladen von Fässern beschäftigt waren. Aber dass der dicke, grosse Bursche in kurzem Wams, der mit kirschrotem Gesichte ein Fass um das andere auf den Wagen warf, sein Freund Alois wäre, hätte er nicht gedacht, wenn er nicht ganz nahe hinzugetreten wäre. „Aber um des Himmels willen, Alois, was fällt denn dir ein? Bist wohl närrisch worden? oder wie soll ich mir denn die Sach deuten?“ „Da gibts nichts Närrisches und nichts zu deuten,“ lachte Alois und wischte sich mit einem groben Taschentuche den Schweiss von der Stirne. „Denkst du nimmer an gestern? Kannst du dir jetzt einbilden, warum ich arbeiten will?“ „Ah so, von wegen dem?“ warf Josef geringschätzig hin. „Na ja, wirst's wohl bald wieder bleiben lassen. Ich geh' derweilen in die Frühmess. Komm bald nach!“

Aber sein Freund Alois kam nicht, auch nicht

am anderen und den folgenden Tagen. Jedesmal, wenn der Versucher in Gestalt des Josef ihm besonders nahe rückte, erschien vor seinen Augen die dunkle Gestalt des Ahasver und schaute ihm mit seinen funkelnden Augen bis in das Innere seines Herzens, so dass ihm der Entschluss täglich leichter wurde und eine grosse Freudigkeit sein Inneres mehr und mehr erfüllte. Das schien dem Josef unbegreiflich und machte ihm, der gewöhnt war, in allem nur dem Beispiel seines Freundes Alois zu folgen, das einsame Leben ganz unerträglich. So kam es denn, dass eines morgens auch der dicke Josef Pimpelhuber, angetan mit Arbeitswams, Schürze und hohen Rohrstiefeln, im Hofe der Brauerei erschien, mit gezogener Mütze vor Alois hintrat und sprach: „Ein fremder Brauer bittet um Arbeit.“ „Das lass ich mir gefallen,“ sprach dieser und streckte ihm die derbe Rechte entgegen. „Kannst gleich anfangen, wenn du keine Angst vor dem Geschäft hast.“ „Ja, was soll ich denn anderes tun, als schaffen? Mir schmeckt kein Essen mehr und auch kein Trinken, seitdem ich für mich allein bin. Aber was werden die Leut reden, wenn ich, der Joseph Pimpelhuber, auch unter die Arbeiter gegangen bin?“ „Lass sie reden, was sie wollen, wenn wir nur unser überschüssiges Fett

losbekommen!“ „Und du nicht mehr aussiehst wie . . .“ „Wie was?“ „Wie ein zweibeiniges Nilpferd. Gelt, ich hab’s erraten?“

Die beiden legten sich ins Geschirr, als gälte es bei jedem, einen Tageslohn für eine ganze Familie zu verdienen. Einmal in der Woche wurde die Wage beigezogen, aber noch wollte Alois mit der Abnahme seines Gewichts nicht zufrieden sein. „So geht’s nicht, der Speck sitzt zu fest und will trotz allem Schaffen und aller Mässigkeit im Essen und Trinken nicht weichen. Aber ich will ihm schon beikommen. Hast du schon einmal einen dicken Turner gesehen? Ich auch nicht. Wie wär’s, wenn wir uns bei den Turnern anmeldeten und jeden Tag nach Feierabend noch eine Stunde turnten?“ „Mir auch recht,“ erwiderte Josef Pimpelhuber. „Meinetwegen kann es gleich heute abend losgehen.“

Und jetzt ging es. Von 220 Pfunden war schon nach drei Monaten das Gewicht des Alois auf 180 zurückgegangen und ein Gefühl von Wohlsein durchdrang ihn, das er nie vorher gekannt hatte. „Wie muss ich denn früher ausgesehen haben gegen jetzt?“ Mit diesem Gedanken nahm er sein Bild aus den besten Jahren seiner Gigerlzeit von der Wand. „Und dieser aufgeblasene Schwammerling

soll ich, der Alois Gerstinger, gewesen sein? Pfui Teufel!“ rief er, zerriss das Bild in kleine Stückchen und warf sie zu Boden.

In diesem Augenblick flog eine Schwalbe, ihr heiteres Liedchen singend, gemächlich an dem offenen Fenster vorüber. „Hast gut singen, du kleiner Schelm,“ seufzte Alois. „Hast daheim im warmen Nest dein liebes Weibchen, ich aber, ich werd’ wohl immer ein einsamer Spatz bleiben müssen.“

„Wenn ich ein Vöglein wär’
Und auch zwei Flüglein hätt’,
Flög’ ich zu dir“

begann er zu singen und trat an das offene Fenster. Da sah er auf der anderen Seite der Strasse am Arme der Mutter das geliebte Mädchen vorbeigehen, das er aus tausend anderen erkannt hätte. Er sah gerade noch, wie sie heraufschaute, aber errötend ihr Köpfchen senkte, als sie ihn am Fenster bemerkte. Ha, wenn sie seiner nicht vergessen und nicht umsonst den Weg an seiner Wohnung vorbei genommen hätte!

Und so war es auch. Ganz München hatte über die Veränderung, die Alois mit sich selbst vorgenommen hatte, die Köpfe geschüttelt. Sie allein glaubte den Grund dieser Veränderung erraten zu

[illegible] hatte nur den Spaziergängen mit ihrer Mutter schon [illegible], ohne dass sie bemerkt wurde, die unverdrossene Arbeitsfreudigkeit des früheren Müssiggängers beobachtet und fühlte sich zu der hervortretenden männlichen Schönheit des jungen Mannes immer stärker hingezogen, so dass sie die bitteren Worte, die sie ihm hatte sagen lassen, schon lange bereut hatte. Wenn er jetzt wieder käme und um ihre Hand bäte, der schlanke, hochgewachsene Mann mit dem kühnen Schnurrbart und den stolzen Augen, ob sie ihm wohl auch wieder [illegible] würde? Nein, das fühlte sie tief in ihrem Herzen. Ob er aber je wieder käme?

Und er kam. Als am nächsten Sonntag Vormittag Josef in die Stube seines Freundes trat, sah er diesen dastehen, angetan mit schwarzem Rock, Zylinder und weißen Handschuhen, wie wenn er im Begriff wäre, eine Staatsvisite zu machen. „Wohin, wohin so im Wichs?“ fragte Josef. „Wo du schon einmal gewesen bist. Diesmal machen wir die Sache umgekehrt. Diesmal bleibst du da und wartest, ich aber will selbst hingehen zu dem geliebten Mädchen, um mir das Jawort zu holen.“ „Oder einen Korb.“ „Glaub's nicht,“ entgegnete Alois mit fröhlichem Lachen. „Seitdem mir ein Vöglein gesungen hat, ist mir's so leicht

ums Herz, dass ich's nicht erwarten kann, bis ich vor dem Mädchen stehe." „So nimm wenigstens meine besten Wünsche auf den Weg!" sprach Josef und warf sich auf das Kanapee, um in einem Buche zu blättern.

Noch hatte die Glocke nicht Mittag geschlagen, so hörte er den Wagen des Freundes vor dem Hause anfahren und sah ihn leuchtenden Auges demselben entsteigen. Gleich darauf trat er über die Schwelle. „Sie ist mein," rief Alois und schloss seinen Freund in die Arme. „Ich habe im Sturm ihr Herz erobert und als sie so gar demütig dastand und mit feuchten Augen und stockender Stimme wegen des „Nilpferdes" um Vergebung bitten wollte, da hab' ich ihr den Mund mit Küssen geschlossen und sie hat sich nicht gewehrt, sondern nur selig an meine Brust angeschmiegt."

Die Hochzeit wurde dem Willen der Braut gemäss ohne allen Prunk am 1. Mai des nächsten Jahres gefeiert. Der treue Josef liess es sich nicht nehmen, in einer schnurrigen Rede, worin er des Sebastian Mahner als des ersten Brautwerbers gedachte, das erste Hoch auf das junge Paar auszubringen. Kaum aber hatten die Gläser ausgeklungen, als ein Diener ein kleines Päckchen hereinbrachte. Ein alter schwarzer Mann mit schneeweissen Haaren

habe es ihm für das Brautpaar übergeben. „Ahasver,“ rief Alois und öffnete mit zitternden Händen das Päckchen. Darin lag ein goldenes Täfelchen, auf welchem nur die zwei Worte „Arbeit“ und Mässigkeit“ eingegraben waren. „Ja,“ sprach Alois mit vor Rührung bebender Stimme weiter, „nicht Sebastian Mahner ist es, dem wir unser Glück verdanken, sondern Ahasver, der mir gerade heute vor einem Jahre die zwei Talismane „Arbeit“ und „Mässigkeit“ genannt hat. Diese beiden Talismane sollen mich durchs ganze Leben geleiten, auch wenn ich künftig nicht mehr als Braubursche arbeiten, sondern die Oberleitung meines väterlichen Geschäftes übernehmen werde. Meinem lieben Freunde Josef aber, der mit mir gegigerlt und gearbeitet hat, wünsche ich, dass ihm Ahasver auch zu einem solchen lieben Weibchen, wie das meinige, verhelfe!“





Des Pfarrers Rappe.

Ein psychiatrisches Märchen.

Vor langer, langer Zeit lebte in dem Pfarrdorf Reichenhofen im Schwäbischen ein Pfarrer Namens Leberecht, ein gar gemütlicher, postierter Herr mit rundem Bäuchlein, frischen, roten Wangen und freundlichen, blauen Augen. Solange er noch bei guten Jahren war, machte es ihm, schon seiner korpulenten Komplexion wegen, ein besonderes Vergnügen, in Begleitung seines weissen Spitzers bald in dieses, bald in jenes seiner Filialorte hinauszuwandern, um die kranken Leute zu besuchen und die Schulmeister zu visitieren. Als er aber nach und nach älter wurde, fielen ihm die Gänge immer beschwerlicher. „Höre, Lotte," sagte er eines schönen Tages zu der Frau Pfarrerin, als er müde und schweissbedeckt nach Hause kam, „so geht es nicht länger fort. Ich kann die Filialorte nicht mehr zu Fuss besuchen, sondern will

mir ein Rösslein anschaffen und hinausfahren.“ „Um Gottes willen, was fällt dir ein, lieber Mann?“ rief die Frau Pfarrerin und schlug die Hände zusammen. „Du und fahren? Hast du denn auch an alle die Gefahren gedacht, die damit verbunden sind? Ich kriege jetzt schon Krämpfe, wenn ich daran denke, was dir alles passieren könnte.“ „Ach was,“ entgegnete der Pfarrer, „wer wird auch gleich ein solches Lamento anschlagen! Ich kann so gut fahren, wie irgend einer; bin als Student in Tübingen seiner Zeit nur zu viel herumkutschiert. Und warum sollte ich nicht ebenfalls fahren, wie meine Amtsbrüder in Buchendorf und Lindenfels? Kurzum, nächsten Montag ist Rossmarkt in Ulm, da will ich mit unserm Nachbar, dem Furchenbauer, hin und mir einen passenden Gaul heraussuchen.“

Und dabei blieb's trotz aller Einreden, Seufzer und Bitten der Frau Pfarrerin. Denn in der Beziehung war er gar eigen; was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das pflegte er auszuführen, man mochte sagen, was man wollte.

Am nächsten Montag steckte er richtig ein Päckchen Dukaten und einige Rollen Kronentaler zu sich und fuhr mit dem Furchenbauer, der sich auf seine Rosskenntnisse nicht wenig zugute tat, fröhlich von dannen. In Ulm liessen sie sich kaum

Zeit, ein Schöpplein Roten zu trinken, dann ging es sogleich auf den Markt, der schon in vollem Gange war. Da waren Pferde aus aller Herren Ländern zu sehen, Pferde von jeder Grösse und von jeder Farbe. Gar manches Rösslein hätte dem Pfarrer gefallen, aber das einemal hatte es nach des Furchenbauers Ansicht einen Hornspalt, ein andermal war es ein Untersatz oder eine Mondblindheit, was den Handel zu nichte machte. Schon wollte der Pfarrer verdriesslich werden, da sah er in einer Seitengasse ein Räpplein stehen, das ihm gleich von Anbeginn ganz ausnehmend in die Augen stach. Kohlrabenschwarz, glänzend wie ein Spiegel, mit Füssen, wie vom Dreher gedrechselt, — ein schöneres Tier hatte der Pfarrer sein Lebtag nicht gesehen. Ein kleines, hutzeliges Männchen mit rotem Zwickelbart und krummen Beinen hielt das Räpplein am Zügel. Als er den Pfarrer gewahrte, zog er die schmutzige Kappe, die sein fuchsrotes Haar bedeckte und sprach ihn an: „Wollen Hochwürden auch kaafen ein Pferd? Kaafen Sie mir ab meiniges, ein schöneres und besseres können Sie nicht bekommen auf zehn Märkten.“ „Das wird sich zeigen,“ sprach der Furchenbauer. „Erst probieren und dann erst kaufen, heisst es bei uns.“ „Ganz recht hat der

Furchenbauer, ganz recht," sprach der Krummbeinige. „Der Furchenbauer soll probieren das Pferd nach allen Regeln und wenn es nicht befunden wird tüchtig, will ich es schenken her, so wahr ich —." „Halt, Jude," sprach der Pfarrer, „nicht schwören! Der Furchenbauer, den Ihr zu kennen scheint, soll das Pferd erst im Schritt und dann im Trab vorbeiführen und wenn es sich dann bewährt, zahle ich den Preis, über den wir übereinkommen." So geschah es; das Rösslein war tadellos in allen Gangarten und hielt sich tugendsam, man mochte mit ihm anfangen, was man wollte. Und als es gar dem Pfarrer ein Stück Zucker, das er vorsorglich eingesteckt hatte, gar artig aus der Hand frass, da fragte er nicht mehr lange nach dem Urteil des Furchenbauern, sondern zahlte gutwillig die 20 Dukaten, 4 grosse und 3 kleine Taler, die der Händler verlangt hatte.

Im schwarzen Adler musste der Hausknecht das Räpplein neben den Fuchsen des Furchenbauern einspannen und nun ging es nach einem kurzen Imbiss heim, was die Gäule nur laufen konnten. Der Pfarrer war seelenvergnügt. „Ist es nicht eine Pracht, ein solches Pferd?" rief er einmal über das andere. „Schon recht, schon recht," entgegnete der Furchenbauer, „aber nehmen Herr Pfarrer nicht

übel, so schnell hätte es mit dem Zahlen nicht pressiert. Der Gaul ist billig, aber wir hätten ihn gewiss noch um fünf Kronentaler billiger bekommen. Und überhaupt, die Sache gefällt mir nicht. Tut der Halunke von einem Juden, als ob er mich genau kenne und doch hab' ich ihn mein Lebtag mit keinem Auge weder in Ulm noch auf irgend einem Markte gesehen. Ich weiss nicht, die Sache gefällt mir nicht. Wenn nur nichts anderes dahintersteckt!" „Was anderes?" rief der Pfarrer beleidigt. „Ihr werdet mir doch das Rösslein nicht verleiden wollen? Seht nur, wie es dahertanzt, wie ein Topf!" „Schon recht, schon recht," sprach der Furchenbauer und qualmte mächtige Züge aus seinem Ulmer Maserkopf; der Pfarrer aber sprach kein Wort mehr, sondern schaute nur immer nach seinem Rösslein und liess es sich, als man am Pfarrhause angekommen war, nicht nehmen, den Rappen selber auszuspannen und in den Stall zu führen.

Ein Kütschlein, vom Amtsvorgänger seiner Zeit übernommen, eine von den Pfarrschaisen, die der Volkswitz zu damaliger Zeit „das Wort Gottes vom Lande" nannte, stand frisch angestrichen und geschmiert in der Scheune und so konnte gleich den anderen Tag die erste Probe nach auswärts angestellt werden. Und gut fiel dieselbe aus, zur

vollen Zufriedenheit des Pfarrers. Das Rösslein hielt sich wacker, trabte ruhig seines Wegs, ohne nach rechts oder links zu schauen, und trabte ebenso ruhig wieder nach Hause. So ging es zwei, drei Wochen und niemand war glücklicher als der Pfarrer. Eines Tages aber, als er wieder nach Hause gefahren war, merkte die Pfarrerin gleich an seinem Gesicht, dass etwas nicht ganz richtig war. „Was ist dir, lieber Mann, dass du so verdriesslich dareinschaust? Ist dir etwas mit dem Rappen zugestossen?"

„Ach," entgegnete er, „es ist eigentlich nicht der Rede wert. Als ich heute nach Dinglingen fuhr, stand ein Schiebkarren am Wege, da wollte der Rappe nicht vorbei, bis ich abstieg und ihn am Kopfe führte. „So was kommt oft beim frömmsten Pferde vor."

Den anderen Tag war er kaum eine halbe Stunde weggefahren, da sah ihn seine Frau schon wieder im Galopp die Strasse daherkommen. „Um Gotteswillen, was ist dir passiert?" rief sie ihm vom Fenster aus entgegen. „Was mir passiert ist?" schrie der Pfarrer, kirschrot vor Zorn. „Ein Kinderwägelchen kam mir auf der Strasse entgegen und da machte der Donnders-Rappe (verzeih mir's Gott, wenn ich fluchte!) plötzlich Kehrt und raste ge-

streckten Galopps wieder nach Hause." „Ach du liebe Zeit, das ist eine schöne Geschichte," jammerte die Pfarrerin. „Ich habe mir's gleich gedacht, als du das Tier brachtest. Wenn nur die Bestie nicht in unser Haus gekommen wäre!" „Sei doch still," tröstete der Pfarrer. „Wir geben ihm weniger Haber, dann wird er schon ruhiger werden."

Das geschah; aber keine drei Tage stand es an, da kam der Pfarrer wieder heim, aber nicht in der Kutsche sitzend, sondern den schäumenden Rappen am Kopfe führend, blutrünstig an Händen und Füssen, mit Schmutz und Staub überzogen. Ein Zigeunerwagen war von hinten vorbeigefahren, da war der Rappe wie ein Blitz mit der Kutsche einen steilen Rain hinabgerast und hatte, als dieselbe umkippte, nicht aufgehört zu toben und zu schlagen, bis die Kutsche zertrümmert und alles Lederwerk des Geschirrs zerrissen war.

Das Kütschlein und Geschirr wurde geflickt, aber zum Fahren mit dem Rappen war der Pfarrer um keine Welt mehr zu bewegen. Keine Nacht verging, ohne dass er mehrmals im Bette auffuhr und mit gespanntem Atem horchte. „Hörst du, Lotte, wie der Rappe rumort?" „Ich höre nichts," sprach die Frau. „Lege dich auf die andere Seite und schlafe!" — Aber wieder in einer Nacht hörte

die Pfarrerin einen schweren Fall und als sie schnell Licht machte, da lag ihr Mann auf dem Boden neben dem Bette und schrie aus Leibeskräften: „Öh! Oha, Räpple, oha!“ Er hatte wieder geträumt, der Rappe fahre mit ihm den steilen Abhang hinab, und nun kroch er, als er zur Besinnung gelangt war, an allen Gliedern zitternd in sein Bett und verfiel trotz eines Fliedertees, den ihm die Pfarrerin aufzwang, in ein mehrtägiges heftiges Fieber.

Von da an war mit dem sonst so fröhlichen Manne eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen. Still und in sich gekehrt ging er zu Fuss in seine Filialorte, grüsste kaum die Begegnenden und kehrte mit eiligen Schritten wieder nach Hause. Wer ihn aber genauer beobachtete, der konnte noch viel Seltsameres an ihm bemerken. Stand ein Schiebkarren im Wege, so stand der Pfarrer erst still, als ob er sich auf etwas besinnen wollte, und drückte sich dann in einem weiten Bogen um den Karren vorbei. War es ein Kinderwägelchen, wie sie während der Sommerzeit da und dort mit ihren schlafenden Insassen neben der Strasse hielten, so schlug der Pfarrer einen Seitenpfad durch die Äcker und Wiesen ein und suchte erst weiter oben wieder die Strasse zu gewinnen.

Anfangs lachten die Leute, schüttelten die Köpfe und wussten sich das Gebahren ihres Pfarrherrn nicht zu erklären. Bald aber hiess es im ganzen Orte: „Beim Pfarrer ist es im oberen Stüblein nicht ganz richtig,“ und eines Tages gingen der Furchenbauer und einige andere Nachbarn zu der Frau Pfarrerin und erzählten ihr die ganze Geschichte. Die horchte hoch auf und brachte anfangs vor innerem Jammer kein Wort über die Lippen; weil sie aber eine gar resolute Frau war, wusste sie sich endlich doch zu fassen, dankte den Bauern freundlich für ihre Teilnahme und empfahl ihnen nur, strenges Stillschweigen zu halten. „Ich will mich selbst überzeugen,“ sprach sie, „und werde von nun an meinen Mann auf seinen Gängen begleiten.“

Den anderen Tag, als der Pfarrer wieder über Feld gehen musste, gab sie vor, die Schulmeisterin in besagtem Orte besuchen zu müssen und bat ihren Mann, ihn begleiten zu dürfen. Der war's wohl zufrieden und so gingen die beiden wohlgemut ihres Weges. Anfangs ging alles gut. Der Pfarrer war besser aufgelegt, als in den letztvergangenen Wochen und begann von diesem und jenem zu erzählen. Wie sie aber um eine Biegung der Strasse herumtraten, stand plötzlich ein roter

Zigeunerwagen vor ihnen; die mageren Gäule waren ausgespannt und weideten nebenan und eine Rotte Kinder und Hunde tummelte sich in dem Grase. Da riss der Pfarrer wie in jähem Schrecken Mund und Augen auf, ein Zittern ging durch seinen ganzen Körper und ehe seine Frau nur sich besinnen konnte, was er denn habe, kehrte er auf der Stelle um und rannte spornstreichs — laufst nicht, so gilt's nicht — der Heimat zu. Dort fand ihn seine Frau, nachdem sie ebenfalls zurückgekehrt war, im Bette mit rollenden Augen und in Schweiss vollständig gebadet. „Aber um alles in der Welt, lieber Mann, was ist dir denn begegnet?“ rief sie einmal über das andere. Aber da war nichts herauszukriegen, als immer wieder: „Der Zigeunerwagen, der Zigeunerwagen!“

Das war denn doch noch viel ärger, als die Bauern ihr berichtet hatten: so schickte sie denn in ihrer Not zu dem Dorfbader und liess ihn bitten, eiligst zu kommen. Der kam, untersuchte den Puls und die Zunge, wusste aber keine Erklärung für den Zustand zu finden. „Jedenfalls haben wir es mit einer extraordinären Kongestion zum Kopfe zu tun, wie es bei Habitus und Konstitution seiner Hochwürden erklärlich ist. Ich will einmal für alle Fälle eine Ader schlagen und wenn dies nicht

hilft, so schicken wir zu dem Physikus Gramlich in der Stadt, er solle herauskommen und nach dem Falle sehen.“ Das geschah, aber bis der Physikus kam, wurde der Zustand des Pfarrers immer schlimmer. Der Rappe, der schon Wochen lang nicht mehr aus dem Stall gekommen war, stampfte und polterte, dass man es im ganzen Hause hörte, und mit jedem neuen Poltern fuhr der Pfarrer von seinem Bette in die Höhe, wollte herausspringen und war zuletzt kaum durch zwei Männer zu halten. Endlich kam der Physikus, liess sich schnell den ganzen Verlauf erzählen und schüttelte dann ganz bedenklich den Kopf. „Vor allem,“ sprach er abseits zu der Frau, „muss das polternde Vieh aus dem Stalle, wenn nicht wirkliche Tobsucht bei Ihrem Manne ausbrechen soll.“

Das war freilich leichter gesagt, als getan. Kein Mensch im Orte, weder ein Wirt, noch ein Bauer, wollte den verrufenen Gaul, der in seinem Stande schlug und biss, im Stalle haben. „Fatal! Fatal!“ sprach der Physikus. „Wenn es so steht, so bleibt nichts übrig, als den Herrn Pfarrer selbst fortzubringen und zwar zu dem Professor Wohlgemut in Tübingen, der schon viele solche Überworfene aufgenommen und behandelt hat.“

Jammernd und seufzend willigte die Frau in

den Vorschlag ein, am nächsten Morgen mit ihrem Mann in der Kutsche des Kronenwirts nach Tübingen zu fahren. Der Physikus verschrieb ein beruhigendes Tränklein und empfahl sich, nachdem er alle nötigen Massregeln angeordnet hatte. Als nun die Pfarrerin mit ihrer treuen Magd Katharine am Bette ihres Mannes Wache hielt und derselbe beim Poltern des Pferdes wieder stöhnend sich aufrichtete und mit verstörten Augen um sich schaute, konnte sich die Magd vor lauter Mitleid mit ihrem Herrn nicht enthalten, auszurufen: „Wenn nur der Teufel den Rappen holen täte!"

Kaum war das letzte Wort verhallt, klopfte es an und ehe noch jemand „Herein" rufen konnte, ging die Türe auf und herein trat das hutzelige, fuchsige Männlein, von dem der Pfarrer den Rappen gekauft hatte. „Was wollt Ihr? Was habt Ihr hier zu suchen?" herrschte ihn die Pfarrerin an.

„Das wird sich sogleich zeigen," entgegnete das Männlein mit höhnischem Grinsen. „Hier ist gerufen worden: Wenn nur der Teufel den Rappen holte! Da bin ich; also heraus mit dem Rappen oder mit dem Pfarrer selbst!"

„Allmächtiger! Alle guten Geister loben Gott den Herrn," betete die Pfarrerin in ihrer Angst, der Pfarrer aber sprang im Hemde, wie er war,

aus dem Bette, ergriff ein Tintenfass, das in der Nähe stand und schrie: „Verruchter Bösewicht vom Anbeginn der Welt! Du kamst zu mir als Versucher, um mich zum Fluchen im Zorn zu verführen, aber noch bin ich dir trotz deinem Höllenrosse nicht verfallen. Hebe dich weg von mir, Satanas, oder ich werfe dir das Tintenfass an den Kopf, wie seiner Zeit der selige Luther!"

Einer solch gefährlichen Sache wollte sich der Teufel nicht zum zweitenmale aussetzen. Schnell erfüllte er die ganze Stube mit Schwefeldunst, dass Keines mehr das Andere sehen konnte, und als sie die Fenster aufgerissen und sich von ihrem Schrecken wieder erholt hatten, hörten sie gerade noch, wie der Rappe zum Stall herausgeführt wurde. Und nun war es greulich mitanzusehen, wie das krummbeinige Scheusal mit einem Satze auf den Rücken des Rappen hinaufsprang, wie dieser plötzlich Feuer und Rauch aus seinen Nüstern entströmen liess und mit gewaltigen Sätzen durch die Lüfte über Häuser und Bäume hinweg davonjagte.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des gequälten Pfarrers. Dann aber legte er sich ruhig ins Bett und schlief die ganze Nacht so sanft, wie ein Kind. Und als er den anderen Morgen aufwachte, da konnte er wieder fröhlich lachen, wie

zuvor. „Gottlob,“ sprach er, „dass der Rappe wieder zum Teufel ist. Der Furchenbauer hat doch damals recht gehabt, als er seine Bedenken wegen des Rosses hatte. Deshalb soll er heute zu mir herüberkommen, dass wir zur Bekräftigung unserer wiedererstandenen Freundschaft und zur Feier meiner Wiedergenesung eine Flasche vom Besten miteinander trinken!“



Altes und Neues.

Ein medizinisches Märchen.

Es war Nacht, eine wundervolle, monddurchglänzte Zaubernacht. Eben hatten die Glocken auf dem Lorenzturm in Nürnberg die zwölfte Stunde verkündet. Die feierlichen Klänge drangen durch alle Gassen und Plätze der alten und doch ewig jungen Frankenstadt; sie durchzitterten auch in melodischem Schwingen die Räume des alten Klosters, wo die junge Welt die Lebenszeugen der alten Welt in reichen Schätzen aufgestapelt hatte. Da regte sich in der alten Apotheke des germanischen Museums ein eigenes Leben. Da und dort öffneten sich die Schiebladen der schweren Wandkästen und liessen Wolken von Kräuter- und Wurzeldüften emporsteigen. Die grossen und die kleinen Wagen auf dem Rezeptiertische stiegen leise klirrend auf und nieder; glucksend fielen die Tropfen aus den Papiertrichtern in die grossen

unterstehenden Kolben und auf den Schränken über den Wandkästen rückten die Glasgefässe mit ihren dicken Stöpseln und blanken Papierschilden wie eine Kompagnie Soldaten in Reih und Glied aneinander. Das schien die grosse Meerschildkröte, welche an einem Draht von der Decke herabhing, über die Massen zu freuen, denn plötzlich fing sie an, mit allen Vieren zu rudern und in lustigen Drehungen in alle Ecken und Winkel der Apotheke zu schauen.

Horch! Ein gewaltiger Schlag, wie wenn der Schmied seinen grossen Hammer auf den Ambos fallen lässt, und bum! bum! bum! dröhnte es weiter. Alle Schiebladen flogen auf; auch der Scincus marinus hob den Deckel seiner Holzschachtel und schaute mit verwunderten, schläfrigen Augen in das wundersame Getriebe. Ist es ihm doch, als wäre es erst heute, dass ihn der Provisor der Apotheke mit behutsamen Fingern in die Schachtel gebettet hätte! Da steht ja auch sein lieber Nachbar, der grosse eiserne Mörser mit dem gewaltigen Stösser, und „bum! bum“ wahrhaftig, das ist der Ton seines tiefen Basses, aber so aufgeregt hat er ihn noch nie gesehen. Schüchtern erhob der Scincus seine dünne Stimme. „Ei, ei, Nachbar Mörser, was gibt es? warum so wild heute, warum so wild?“

„Was es gibt, Scincuslein, das begreifst du natürlich nicht. Ich aber habe es satt, meine Bärenkraft in stillem Nichtstun in der Ecke verkümmern zu lassen. Schon lange juckt es mir in allen Gliedern und heute will ich einmal wieder losschlagen, dass man mich wie vor Zeiten durch alle Gassen Nürnbergs hören soll. Bum! bum! bum!"

„Ei, ja, das begreife ich wohl," entgegnete der Scincus. „Glaube mir, es tut auch mir in der Seele weh, dass niemand mehr nach mir fragen will. Wenn ich an die Zeiten denke, wo in verschwiegener Abendstunde verschämte Jünglinge und Jungfrauen oder auch alte heiratslustige Hagestolze nach mir verlangten, hihi, ich könnte was erzählen. Aber, lieber Freund, die Zeiten sind für uns vorüber. Wir müssen uns bescheiden und zufrieden sein, dass wir hier im germanischen Museum noch ein Ruheplätzchen für unsere alten Tage gefunden haben."

„Ruheplätzchen! Alte Tage!" höhnte der Mörser in gewaltigem Grimm. „Ich verspüre nicht das Geringste von Alter, im Gegenteil. Heute noch könnte ich die vielen Kräuter, Wurzeln und Rinden nebst den Erden und Krystallen, die zu einer richtigen Theriaca coelestis nötig sind, zu feinstem Pulver zerstossen. Aber was tun sie jetzt, die Herren

Ärzte? Kaum verschreibt noch einer der Alten ein Pflanzenpulver, die Jungen aber, die sind alle auf die Ine und Ole der Fabriken hereingefallen und die Apotheker müssen sich fügen und die teuren Sachen fix und fertig von den Chemikern beziehen. Es ist eine Schande, sage ich, eine Schande! Bum! bum! bum!"

„Recht hat er, vollkommen recht," erscholl es jetzt aus den Schiebladen, wo die Species laxantes, diaphoreticae und diureticae aus ihrem Schlummer aufgescheucht worden waren.

„Ach, die schönen Zeiten," seufzten die Folia Sennae, „da wir in Infusen und Decocten die Arzneikolben für die Bauern und Herrenleute füllten!"

„Ja, wenn ich nicht vorher die Sache in Richtigkeit gebracht habe," liess sich jetzt eine Stimme aus dem Hintergrunde vernehmen. Aus der Arztstube nebenan, wo das ganze Geräte eines Arztes, Wundarztes und Geburtshelfers der alten Zeit zusammengetragen war, hatte sich die Klistierspritze aufgemacht und stand jetzt kerzengerade, funkelnd im Mondeslichte, auf der Schwelle. „Ja, schaut mich nur an," rief sie mit ihrer pfeifenden Stimme ... „Auch ich kann ein Lied von dem Undank der Menschen singen. Wie stolz war ich, wenn mein Herr durch die Strassen Nürnbergs wandelte

und ich aus seiner linken hinteren Rocktasche herausschauen durfte! Durch die schwierigsten Passagen und mit nachdrücklicher Gewalt habe ich meine Wasserstrahlen hinaufgeschleudert und immer an die richtige Stelle! Und jetzt? Da hängt so ein elender Blechtopf an der Wand und daran ein dünnes Schläuchlein von Gummi! Als ob man damit etwas ausrichten könnte! Lächerlich, einfach lächerlich!"

„Was sagt die Klistierspritze?" fragte in der Arztstube der Aderlasschnäpper seinen Nachbar, das Levret'sche Perforatorium.

„Geschimpft hat sie auf die neuen Zeiten," lachte das Perforatorium.

„Da muss ich doch auch hinüber. Scheint ja die reine Volksversammlung zu sein," sprach der Schnäpper und war mit ein paar Sätzen drüben. Hinter ihm drein machte das Perforatorium eine höhnische Fratze. „Wird wohl auch mitschimpfen wollen auf die neuen bösen Zeiten. Als ob das den Weltlauf änderte. Uns Perforatorien wird man immer brauchen, solange die Welt steht; aber Aderlasschnäpper? Na, ich danke."

In der Apotheke wurde der Aderlasschnäpper von allen Seiten freundlichst begrüsst. „Das ist schön, Schnäpper," sprach die Klistierspritze, „das

ist schön, dass du auch mittun willst bei unserem Proteste. Bist ja auch einer von den Ausgestossenen, von den auf die Seite Geworfenen, von denen es heisst: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehn." Mit berechtigtem Stolz auf ihr gelehrtes Zitat blickte die Spritze in die Runde.

Da räusperte sich der Aderlasschnäpper ein paarmal und liess sich dann also vernehmen: „Liebe Freunde und Genossen! So darf ich euch doch alle heissen, denn wir alle, die wir hier versammelt sind, haben des Lebens bittere Wandlungen in vollem Masse erfahren. Niemand aber wohl mehr als ich. Ist es doch schon mehr als ein halbes Jahrhundert, dass ich von Stufe zu Stufe bis zur völligen Verachtung gesunken bin, so dass mich die jungen Ärzte gar nicht mehr kennen, geschweige denn zu gebrauchen verstehen. Und doch, wie vielen Tausenden und aber Tausenden habe ich und meine Schwester Lancette das Leben gerettet! Aber die jungen Ärzte sollen nur die Verantwortung für die Missachtung meiner Wirksamkeit übernehmen, sie sollen sie nur übernehmen, ich übernehme sie nicht." Sprach's und setzte sich mit Emphase auf eine umgestürzte Reibschale.

Kaum sas er da, so wurde seine Aufmerksamkeit auf ein stapfendes Geräuch gelenkt, das von

der Arztstube her sich der Apotheke näherte, und wie er sich umschaute, sah er den alten Rohrstock mit dem grossen goldenen Knopfe, den er immer mit grossem Respekt bewundert hatte, mit würdevollem Ernste daherkommen.

„Jetzt, das lass ich mir gefallen. Jetzt kann's recht werden," dachte der Schnäpper, da war der Rohrstock schon bis zum Rezeptiertisch vorgetreten; dort lehnte er sich bequem an die Kante und begann also zu reden: „Verehrte Anwesende! Ihr gestattet wohl einem alten Diener der Heilwissenschaft, dass er ebenfalls seine Stimme in diesem Prozesse „Altes contra Neues" erhebt. (Hört! Hört!) Vor allem möchte ich konstatieren, dass ich mit eurem Proteste vollständig einverstanden bin und meine ganze Kraft jederzeit in den Dienst des Gemeinwohls stellen werde. (Bravo! bravo! Bum! bum!) Wer wie ich vier Generationen von hochangesehenen Ärzten als Stütze und Begleiter auf allen ihren Gängen gedient hat, dem wird wohl die Berechtigung zu einem selbständigen Urteil zuzutrauen sein, und dieses Urteil lautet dahin, dass die alte Arzneikunst in vielem nicht schlechter, in vielem sogar besser gewesen ist, als die neue. Worauf beruht denn der ganze Stolz der modernen Arzneiwissenschaft? Auf der Kenntnis der Bakte-

rien und ihrer Gifte und auf der Serumtherapie. Aber ist denn dies etwas so ausserordentliches? Dass die meisten Krankheiten Vergiftungen sind, haben schon die alten Ärzte, ja sogar das liebe Publikum gewusst und darnach wurde auch gehandelt. Nur hat man nicht den Menschen das Blutserum halbvergifteter Hämmel und Pferde eingespritzt, sondern darnach getrachtet, das Krankheitsgift möglichst bald und möglichst energisch aus dem Körper hinauszuschaffen, zu evacuieren."

„Evacuieren! Das ist gut, bravo! bravo!" rief es von allen Seiten.

Dankend neigte der Stock seinen goldenen Kopf nach allen Seiten und begann dann mit vornehmer Ruhe weiter zu sprechen: „Das, verehrte Anwesende, ist der grosse Unterschied zwischen Einst und Jetzt, dass man jetzt die Krankheitsgifte im Körper des Kranken zu bekämpfen sucht, während man früher ihre Anwesenheit im Körper möglichst abzukürzen bestrebt war. Ob das auch einmal wieder anders wird? Ob die alten Zeiten einmal wiederkehren? Ich sehe viele von euch betrübt die Köpfe schütteln, aber glaubt mir, wie die Erde sich dreht, so wandeln auch die Ansichten der Menschen. Ich habe alle die Jahre seit meiner Pensionierung die Geschichte der Medizin

mit Aufmerksamkeit verfolgt und kann euch sagen: der Augenblick der Umkehr zur alten Galen'schen Humoralpathologie ist näher, als die meisten wissen."

„Ha, das wäre!" rief voll Jubel die Klistierspritze, und aus dem Schranke, wo die caute servanda standen, erhob der Tartarus emeticus schüchtern seine Stimme: „Dürfte auch ich eine Zeit der Restituierung erhoffen."

„Ja," sprach der Rohrstock, „auch deine Zeit wird wieder kommen, wie die der Laxantia, Diuretica und Diaphoretica. (Bravo! Bum, bum!) Schon die Serumtherapie ist nicht mehr rein auf Cellularpathologie gegründet, sondern neigt schon zur alten Humoralpathologie hinüber. Und dann lassen sich neuerdings in der medizinischen Presse Stimmen vernehmen, ich sage euch, Stimmen, welche offen einen sogenannten Neogalenismus predigen, die alten Evecuationsmethoden herbeiwünschen und sogar den Aderlass in allen Ehren wieder aufleben lassen."

„Bravo! bravo!" rief der Schnäpper. „Sie sollen leben, die Herren," stimmten alle anderen fröhlich ein und dröhnend fielen die Schläge des grossen Mörsers dazwischen.

Triumphierend blickte der Rohrstock um sich

und erbat sich dann weiter das Wort. „Ich habe,“ fuhr er fort, „nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Ich habe euch die Männer noch nicht genannt, welche so mutig für die Rückkehr zur alten Medizin eintraten, und möchte euch fragen, ob ihr damit einverstanden seid, dass wir an die Herren Doktoren Dyes, Bachmann und Esch eine Zustimmungsadresse absenden. Wenn dies der Fall ist, so würde ich mit Vergnügen die Redaktion derselben übernehmen.“

Dieser Vorschlag fand allerseits begeisterte Zustimmung. Eben wollte er den Ganskiel in das grosse Tintenfass auf dem Rezeptiertisch eintauchen, da schlug die Glocke auf dem Lorenzturm ein Uhr. Plötzliche Stille ringsum. Die Wagen auf dem Tisch und die Schildkröte an der Decke standen still, die Schiebladen fuhren geräuschlos in ihre Fächer, an dem grossen Mörser vorbei schlüpften die Klistierspritze, der Schnäpper und der Rohrstock zurück an ihre Plätze in der Arztstube und ehe die übrigen Glocken den Schluss der Geisterstunde angezeigt hatten, war der ganze tolle Zauber verschwunden und lächelnd schaute der Mond auf die erst noch so lauten und nun so stillen Gelasse hernieder.



Die Nasen.

Ein anthropologisches Märchen.

Es war einmal — weiss nicht mehr, wo? und wann? —
Ein alter Arzt mit Namen Entemann;
Der war in allem Wissen wohl erfahren,
Doch trotz dem Alter und den vielen Jahren,
Die er erlebt, erfüllte seine Brust
Mit gleichem Feuer des Studierens Lust.
Chemie, Physik und Physiologie.
Vor allem aber Anthropologie
Das war sein Fall, worüber er bei Nacht
Und Tag gar oft im stillen nachgedacht.
Ihm stand die Form von jedem Beil und Topf
Wie Einmaleins so fest in seinem Kopf.
Die Stein- und Bronzezeit, Hallstatt und La Têne
Kannt er wie Eo-, Mio-, Pliocän.
Er nahm das Mass von Schädeln ohne Zahl,
Ob brachy-, meso-, dolichocephal,
Und konnt' aus jedem noch so alten Knochen,

Ob er auch morsch und dutzendfach zerbrochen,
Bestimmen Rasse, Alter und Geschlecht.
So ward sein Wissen jedem Fund gerecht;
Doch wie Vollkomm'nes nimmer lebt hienieden,
War dieser Mann doch nicht mit sich zufrieden.
„Was nützen mir der vielen Schädel Masse,
Wenn ich in Zweifel bin betreffs der Nase,
Die sie gehabt? Kenn' ich die Nase nicht,
So bleibt ein Rätsel mir das Angesicht.“

So sprach der Mann. Dies Rätsel zu ergründen,
Das tief verschleierte Gesetz zu finden,
Wornach zu jedem Kopf nur diese Nase
Und nimmer irgend eine andre passe,
Das däuchte ihm des sauren Schweisses wert,
Ein Wissen, von der Forschung längst begehrt.
Da galt es erst, die Nasen zu sortieren
Und ihre Formen zu klassifizieren
Nach drei Charaktern: tief, gerad' und krumm,
Um die sich aller Wechsel dreht herum.
Nun teilt er weiter die konkaven ein
In stumpfe und gestülpte gross und klein,
In satteltiefe, wie sie Möpsen eigen,
Und in die glatten, wie sie Affen zeigen.

So schien ihm auch bezüglich der geraden
Ein kleines Ordnungschema wohl geraten.

Da fand er Nasen, lang und hoch und schmal,
Der alten Griechen Künstlerideal;
Daneben aber Nasen, vorn geschwollen
Und kugelrund, als wie Kartoffelknollen;
Und endlich die geraden minimalen,
Zu messen kaum nach Zentimeterzahlen,
Die mitten in die Physiognomie
Gesetzt sind gleich dem Tüpfel auf das I.

Von denen aber, die im Grat gebogen,
Raubvogelschnäbeln ähnlich kühn verwogen
Die Luft durchschneiden, schied er die geknickten,
Die durchaus schlanken und die vorn verdickten;
Wozu noch kommen jene krummen Schnäuzchen,
Die gleich dem Schnabel von dem Totenkäuzchen
Zwei Augen trennen listig scharfen Blicks.
Wen dieser trifft, der hat nicht viel des Glücks.

Nach dieser Arbeit sollte wohl sich's schicken,
Der Frage näher schon um Viel zu rücken,
Doch wie er immer sich den Kopf zerbricht,
Des Rätsels Lösung fand er immer nicht.
So sass er wieder bei der Lampe Schein
Um Mitternacht an seinem Pult allein.
„Warum," so seufzt er, „will mir nicht gelingen,
In dieses Dunkel helles Licht zu bringen?"
Da hört' er hinter sich zu seinem Schrecken

Ein leises Schlürfen, und von jener Ecken,
Wo sonst er stand, schlich her sein Knochenmann
Und grinste ihn als längst Bekannter an.
Nicht war der Mann Skelet nur, nein, es hatten
Sich um die Knochen rings wie leichte Schatten
Die Muskeln und die Haut gelegt, und sieh!
Mit gelben Lederhosen bis zum Knie
Mit blauem Wams und scharlachroter Weste
War angetan der Knochenmann aufs beste.
Doch weit mehr imponierte noch der Zinken,
Der zwischen Stirn und Mund hervor tat blinken
Als scharfer Grad in bläulich fahlem Licht.
„Ha! Solchen Riesenzinken sah ich nicht,“
Rief Entemann, „mit Ausnahm' von den Gauen,
Wo nah' der Rems sie weissen Landwein bauen.“

Da lachte leis der Knochenmann und sprach:
„Erraten, Herr, ich bin von Strümpfelbach*).
Ramsnasen gibt es viel, doch solche nicht,
Wie Ihr sie seht in meinem Angesicht.
Ich weiss, was stündlich Euren Kopf beschwert,
Und will Euch helfen. Habt Ihr nie gehört
Vom Nasendreher nah' dem Kindlesbronnen,
Der unterirdisch, fern vom Licht der Sonnen,

*) Weinort im schwäbischen Remstal, bekannt durch die charakteristischen Ramsnasen der Männer.

In seiner Werkstatt steht bei Tag und Nacht
Jahraus, jahrein, und nichts als Nasen macht?
Und die als fertig er gestellt beiseite,
Die holen nächtlich ab die kleinen Leute,
Die Wasserelfen, machen schnell sich dran,
Und ruhen nimmer, bis das Werk getan,
Bis von den Kindlein, die herumgeschwommen,
Ein jedes seine Nase wegbekommen
Nach ihrer Wahl. Wie lachen da die Tröpfe,
Wenn sie sich denken dann die alten Köpfe!
Den eckig grossen mit der Nas so klein,
Dass im Gesicht sie haftet nur zum Schein!
Den kleinen, schmalen mit dem Riesenklumpen,
Der ihm beim Trinken fällt schier in den Humpen!
Und gar die Warzen mit und ohne Haare,
Die schöner wachsen stets mit jedem Jahre!" —

„Ach, dummes Zeug," fiel Entemann jetzt ein,
„Lass deine Kindernarrenpossen sein!
Ja, wenn ich käme in das Reich der Schatten
Und schaut' die Nasen, die sie alle hatten,
Und könnt' mit Band und Zirkel schön sie messen
Am Schädel selbst, dann wollt' ich mich vermessen,
In das Geheimnis schnell zu dringen ein."
„Ei," sprach der Knochenmann, „ist's dies allein,
Was Ihr als allerhöchste Gunst begehrt,

So sei der Wunsch Euch auf der Stell' gewährt!
Noch steht uns frei die volle Geisterstunde.
Wollt machen Ihr im Schattenreich die Runde,
So folget mir getrost und ohne Zagen!"
„Wohlan," sprach Entemann, „ich will es wagen!"
Ein Ruck! und aus der schwülen Zimmerluft
Entschwanden sie in kühle Erdengruft.
Kein Mondesschein, kein flimmernd Sterngefunkel
Erhellt' den Wanderern des Weges Dunkel,
Nur von dem stummen Knochenmann allein
Ging aus ein bläulich fahler Dämmerschein,
Bis sie mit schnellen Schritten langten an
Auf einem weiten, langgestreckten Plan;
Der war erfüllt von einer milden Helle,
Doch nirgends war zu sehn des Lichtes Quelle,
Das auf dem Rasen mit dem Duft so süss
Asphodelos und Iris blühen liess.
Hier unter schwärzlichen Cypressenbäumen
Sah Entemann die sel'gen Dichter träumen,
Dieweil in dichten, ungezählten Scharen
Die Schatten andrer, die auf Erden waren,
Vorüberwandelten, und aus den düstern,
Blutlosen Lippen drang nur leises Flüstern.
Von all' dem Volke aber, das den Rasen
Beging, sah Entemann allein die Nasen,
Vor allem die so wohl bekannten,

Die in der Weltgeschichte viel genannten:
Das Dach Ovids, die Warze Ciceros,
Rudolfs des Kaisers Erker mächtig gross.
Und wie sein Forscherauge fiel darauf,
Sah er des knöchernen Gerüsts Verlauf
Sich von der Haut und von den Muskeln scheiden,
Und wie ein Keil den Knorpel zwischen beiden.
Gleich wie die geisterhaften Röntgenstrahlen
Durch Haut und Fleisch hindurch die Knochen malen,
So boten diese Schatten scharf und klar,
Die vollen Bilder ihrer Nasen dar.
Nun schnell das Mass zur Hand! In eil'gem Wandern
Flog messend er von einem hin zum andern
Und wollte nimmer ein Genüge finden,
Der Nasenform Gesetze zu ergründen.
Da tönt' es erst von ferne wie ein Summen,
Allmählich schwoll es an zu dumpfem Brummen,
Wie ein Gewitter in verhalt'nem Grimme,
Und plötzlich scholl Till Eulenspiegels Stimme:

„Entemann, Entemann!
Was fängst du für Sachen an?
Entemann, Entemann!
Lass doch unsre Nasen gahn!"

Kaum war des alten Spötters Ruf verhallt,
So wurde Entemann mit Sturmgewalt

Vom Reich der Schatten jäh emporgehoben
Und wieder sass er vor dem Pulte droben.
Die Lampe brannte und der Knochenmann
Stand in der alten Ecke. War es Wahn?
Ein Gaukelspiel, das man mit ihm getrieben?
Doch nein! Da standen schwarz auf weiss geschrieben
In sicher'n Zahlen all die tausend Masse,
Die er genommen an so mancher Nase.
Kein Zweifel mehr! Nun lag es sonnenklar
Vor seinen Augen, was ein Rätsel war.
Ein freud'ges Beben flog durch seine Glieder,
Dann schrieb voll Eifers er die Sätze nieder:
„Der Nase Form, ob krumm, gerad', ob tief,
Zum Kinne senkrecht stehend oder schief,
Die bilden sicher einzig und alleine
Die Oberkiefer- und die Nasenbeine,
Desgleichen sind auch nur von diesen beiden
Die schmalen herzuleiten und die breiten.
So haben als ein Erbteil der Natur
Die Rassen ihre Nasensignatur.
Jedoch des Nasenfleisches unt'res Ende,
Ob sich's nach unten oder oben wende
Als schlanke Spitze oder wie ein Knollen
Kartoffel- oder birnengleich geschwollen;
Ob Warzen, Erbsen, Linsen oder Bohnen

Am Nasenrücken oder seitlich thronen,
Darüber herrscht nicht ein Gesetz noch Ziel,
Da ist ein neck'scher Kobold mit im Spiel,
Das ist, betracht' ich seine Werke näher,
Der wahre und gerechte Nasendreher."





Rudo der Fuchs.

Ein paläanthropologisches Märchen.

Vor vielen, vielen tausend Jahren war in dem Talkessel seitwärts von dem jetzigen Albdorf Gutenberg, wo jetzt ein munterer Bach, umsäumt von Vergissmeinnicht und Ranunkel, sich durch die Wiesen schlängelt, ein öder, sumpfiger Erlen- und Weidenbruch, in welchem die mächtigen Riesenhirsche und Auerochsen ihr Wesen trieben. Bis zur Talsohle herab dehnte sich ringsum der düstere Urwald, erfüllt vom Modergeruch gestürzter Baumleichen, aus deren Wurzeln wieder andere junge Stämme der Sonne und dem Licht entgegenstrebten. Nur da und dort ragte aus dem Urwalddunkel ein weisser, zackiger Fels hervor, oben auf der Höhe der Alb aber dehnte sich weit und breit eine steinige Fläche, bewachsen mit kümmerlichen Sträuchern, Gräsern und Flechten, die den zahl-

reich umherschwärmenden Rentieren und wilden Pferden zur Nahrung dienten.

Ganz hinten im Talkessel in halber Höhe des Felswaldes bildete ein rundes Felsentor den Eingang zu einer weit in den Berg hinein sich erstreckenden Höhle. Lange Jahre hatten dort die Höhlenbären gehaust, bis es einem umherschwärmenden Jägerstamm, der längst schon gerne die Höhle bewohnt hätte, gelungen war, die grimmigen Bären zu vernichten. An einem Wintertag, als die Bären hinten in der Höhle schliefen, waren die Jäger gekommen, hatten schnell aus halbdürren Gräsern und Sträuchern ein qualmendes Feuer angezündet und dann den Eingang zu dem hinteren Schlupfe mit Steinen vermauert, dass die Bären im Qualme und Rauche erstickten. Seither hatten die wilden Jäger mit ihren Weibern und Kindern — es mögen ihrer im Ganzen gegen vierzig Menschen gewesen sein — von der Höhle Besitz genommen. Wer sie sah, der wusste wohl, dass sie zu e i n e m Stamme gehörten, denn sie hatten alle eine helle Haut und rotblonde Haare, so rot, wie das Sommerkleid des Fuchses. Nach einer alten Sage war der Urahne ihres Stammes ein Fuchs gewesen, ihn verehrten sie als ihren Schutzgeist und ihm hatten sie vor dem Eingang

zur Höhle als Totem einen aus Holz geschnitzten und rotbemalten Fuchskopf auf einer Stange errichtet. Sie waren nicht wenig stolz auf ihre Haarfarbe und ihren Ahnherrn, um so mehr aber wurden sie von den benachbarten Jägerstämmen, dem Stamm der Bären im Heimenstein und dem Stamm der Wölfe in der Teckhöhle gehasst. Aber sie fragten wenig darnach und mochte kommen, wer da wollte, sie waren auf der Hut.

Im Winter zogen sie sich in die hintere Höhle zurück, wo sie durch aufgestellte Reisigschirme und aufgehängte Felle vor dem eindringenden Schnee und Frost geschützt, sich um die Feuer lagerten und von getrocknetem Fleisch und anderen Vorräten zehrten. Im Sommer aber streiften die Jäger im Tal und auf der Höhe nach Wild umher, während die Weiber und Kinder im Wald nach Beeren, Wurzeln und essbaren Pilzen suchten.

So war es auch an einem schönen Sommernachmittag. Es war in den Tagen, da der Vollmond zum achtenmal seit der längsten Winternacht wieder am Himmel erscheinen sollte. Der Wald war voll von Beeren und Pilzen, und lud die Weiber und Kinder zum Sammeln in die zierlich aus Binsen geflochtenen Körbe ein, die Männer aber mit Ausnahme des alten gichtbrüchigen

Kar waren mit Wurfhölzern, Wurfseilen aus Leder und Feuersteinspeeren auf die Albhöhe gegangen, um in einem Treibjagen Wildpferde und Rentiere, die jetzt gerade im besten Fleische standen, zu erlegen. Und ihre Jagd war nicht vergebens gewesen. Reich beladen mit Fleisch und vielsprossgen Rentiergeweihen zogen sie einer hinter dem anderen durch den Wald hinab ihrer Höhle zu, da waren sie plötzlich von den vereinigten Stämmen der Wölfe und Bären, die ihnen einen Hinterhalt gelegt hatten, umzingelt, und ehe sie nur von ihren Waffen Gebrauch machen konnten, niedergeschlagen. Nur Rudo, der hochgewachsene junge Krieger, war entkommen und flüchtete mit gewaltigen Sätzen wie ein gehetzter Hirsch durch dick und dünn der Höhle zu. Je näher er dieser kam, um so mehr häuften sich die grässlich verstümmelten Leichen der Weiber und Kinder seines Stammes, in der Eingangshalle der Höhle aber, mit dem Rücken an den Felsen gelehnt, sass der alte Kar; die gichtgekrümmten Finger der Linken hielten noch eine Rentiergeweihstange, auf welche der kunstreiche Meister zwei grasende Wildpferde mit einem Feuersteinstichel eingeritzt hatte; die Rechte umfasste den Schaft eines Wurfspeers, der ihm tief in die Brust eingedrungen war. Sein

Leben schien entflohen. als aber Rudo den Speer berührte. seufzte er laut auf und erhob seine brechenden Augen. „Fliehe. Rudo. fliehe! Die Bären. die Wölfe — sie haben die Weiber und Kinder erschlagen.“ „Auch Hinda. deine Tochter?“ „Der schwarze Gulo von den Wölfen hat sie als Beute — hinweg.“ Ein Blutstrom entquoll dem Munde des Alten. noch ein leises Zucken durch die Glieder und sein Atem stand still.

Wut und Verzweiflung im Herzen schnellte Rudo empor, um der heimatlichen Höhle zu enteilen, aber schon war es zu spät. Von links und rechts her erscholl in allernächster Nähe das Kriegsgeheul der Feinde und gerade noch konnte er sich in den hinteren Gang flüchten und denselben durch schnell aufgehäufte grosse Steine verrammeln, als die Feinde schon an der Eingangshalle der Höhle erschienen. Einer der Vordersten hatte den flüchtenden Rudo noch erblickt und rief den anderen zu: „Hoho! Der Fuchs hat sich in seinem eigenen Bau gefangen. Heran, ihr Mannen! Wir wollen ihn ausräuchern, wie seine Väter hier die Bären ausgeräuchert haben!“

Einem Ledertäschchen, das er an einem Riemen um den Hals trug, entnahm er einen Feuersteinbrocken und einen anderen Stein, der in gelbem

Glanze leuchtete, schlug schnell mit dem einen Stein an dem anderen herab und liess die entspringenden Feuerfunken auf ein Büschel Wollgras fallen, dass dieses in jäher Glut emporloderte. Nun wurde dicht an der von Rudo aufgerichteten Steinmauer dürres Gras und Geniste zu einem grossen Haufen aufgeschichtet und dieser in Brand gesetzt. Bald fing der ganze Haufen an zu glosten und zu schwelen, und war es für die Jäger in der Vorhalle schwer, in dem beissenden Rauch zu atmen, so wurde es für den eingeschlossenen Rudo, dem der Wind den Rauch und Qualm gerade in seinen Gang hineintrieb, immer unerträglicher. Da nun auch die Feuerfunken durch die Mauerritzen drangen und die Haare des Felles, das er trug, versengten, wickelte er sich schnell in eine frisch abgezogene Pferdehaut, die er mit dem an den Felsen herabsickernden Wasser durchnässte, und legte sich, mit dem Gesicht gegen die Wand, auf den Boden, aber die Qual wurde mit jedem Atemzug grösser, während draussen die Feinde frohlockten.

In dieser höchsten Pein seines Lebens, als er schon glaubte, ersticken oder den Erbarmungslosen lebendig in die Hände fallen zu müssen, hörte er von dem hinteren Gange her eine Stimme: „Sei

getrost, mein Sohn, ich bringe Hilfe." Und wie er seine Augen erhob, sah er im Dämmerlicht des Höhlengangs einen mächtigen Fuchs auf sich zutraben. „Nur Mut! Ich, der alte Ahne deines Stammes, weiss den Weg zur Freiheit. Halte dich nur dicht an meine Fersen! Damit drehte sich der Fuchs und lief dem Jäger voran in einen Gang, den weder dieser noch ein anderer seines Stammes vorher gesehen hatte. Anfangs konnte er noch gebückt gehen, bald musste er auf allen Vieren kriechen und zuletzt gelangten sie in eine schmale Klamm, in der tief unten ein Wasser rauschte und wo Rudo nur auf dem Bauche sich fortschieben konnte. Da war es ihm, als ob ihm ein Luftstrom von vorn entgegenwehte und noch eine Wendung um eine Felsecke, da strahlte ihm das helle Tageslicht durch eine Spalte entgegen, durch die er dicht hinter seinem Führer hindurchkroch.

Tief aufatmend richtete sich Rudo auf und schickte sich an, seinem Führer in stammelnden Worten zu danken. Dieser aber wehrte den Dank ab und sprach: „Lass gut sein, Rudo." Jetzt nur fort, denn deines Bleibens ist nicht an dieser Stelle! Dass du dich auf der Höhe der Alb befindest, brauche ich dir nicht zu sagen. Schau dich um, so siehst du dort das Hochmoor, die Stätte deiner

vielen Rentierjagden, dort den Breitenstein und weiter drüben die Teck, in deren Höhle deine grimmigen Feinde hausen. Du wirst jetzt, immer gegen Mittag zu, über die Alb wandern; dann gelangst du in das obere Land der Riede und Moore und zuletzt an einen grossen See, aus dem ein mächtiger Strom ausfliesst. In der Nähe dieses Stromes wirst du wieder auf Berge und Felsen, wie auf der Alb stossen. Unter einem dieser Felsen wirst du Freunde treffen, die dir beistehen. Solltest du unterwegs meiner Hilfe bedürfen, so rufe nur meinen Namen. Und nun gehab' dich wohl!"

Sprach's und war plötzlich in der Felsspalte daneben verschwunden. Da stand nun Rudo allein mit der brennenden Qual seines Herzens, hatte er doch nicht bloss Vater, Mutter und Brüder, sondern auch diejenige verloren, die er schon längst für sich erkoren hatte, seine Hinda. Sie in der Gewalt seines grimmigsten Feindes Gulo zu wissen, war für ihn der schrecklichste aller Schrecken, doch wie er auch zähneknirschend sich dagegen aufbäumte, an einen Kampf allein, ohne Hilfe, ohne eine andere Waffe, als seinen einzigen Speer, war gar nicht zu denken. So schlug er dann gesenkten Hauptes den Weg über die Hochebene ein und beeilte sich, immer gegen Mittag strebend, noch

vor Beginn der Nacht den nächsten schützenden Wald zu erreichen. Von Beeren und kleinem Wild lebend, das er vom Hinterhalt aus mit seinem Speer erlegte, durchquerte er in den nächsten Tagen die Alb und das moorige, von Seeen und Flüssen durchzogene obere Land, bis er an das Ufer eines gewaltigen Sees gelangte, von dessen anderem Ufer in langer Kette die Häupter von Schneebergen herüberleuchteten. Nun müsste er ja bald am Ziele sein, denn gegen Sonnenuntergang sah er in der Ferne sich Felsen erheben, die ihn an die Felsen der Alb gemahnten, aber noch eine geraume Strecke hatte er zurückzulegen, bis er dem aus dem See entspringenden Strom folgend seinem Ziele näher kam. Nirgends ein menschliches Wesen, nur wilde Pferde und Rentiere als grosses Wild in Menge. Schon wollte ihm der Mut entschwinden, da sah sein scharfes Auge in weiter Entfernung hinter einem Felsen Rauch aufsteigen und wie er behutsam heranschlich, erblickte er eine gar seltsame Scene.

Unter einem überhängenden Felsendach hockte ein Trupp Männer und Weiber um ein zwischen Steinen errichtetes Feuer und schaute mit funkelnden Augen zu, wie ein Knabe und ein Mädchen ein grosses Stück Wildbraten an einem hölzernen

Spiesse über dem Feuer drehten. Sie waren alle von zwergenhaftem Wuchse, hatten eine gelbe Haut und dunkle, gerollte Haare und trugen als einzige Kleidung eine Fellschürze um die Hüften. Plötzlich kreischte der Knabe auf und zeigte mit der Rechten nach der Gegend, wo Rudo stand und verwundert den Zwergen zuschaute. Da flüchteten die Weiber schreiend in das Dunkel der Felsenhalle, die Männer aber sprangen auf und im Nu waren sechs lange Bogen gespannt und ebenso viele Pfeile auf Rudo gerichtet. Die Gefahr erkennend legte dieser seinen Speer zur Erde nieder und stand, die Arme über der Brust gekreuzt, da in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Nun zogen auch die Zwerge ihre Pfeile von den Bogen und traten langsam dem Fremdling näher, „Wer bist du?“ fragte der Älteste der Zwerge, „und bist du zu uns als Feind oder Freund gekommen?“ „Ich bin ein heimatloser Fremdling vom Stamm der Füchse aus den Albbergen gegen Mitternacht, und von dem Fuchs, dem Ahnherrn meines Stammes, zu euch gewiesen, damit ihr mir helfet gegen meine Feinde, die meinen ganzen Stamm vernichtet haben. Und dass mein Weg nicht ein vergeblicher war, sehe ich daraus, dass auch ihr zum Stamme der Füchse gehört.“ Damit

deutete er auf den Eingang der Felsenhalle, wo ein Totem in Gestalt eines kleinen, spitzen Fuchskopfs errichtet war. Da lachte der Anführer der Zwerge und sprach: „Du irrst, Fremdling. Nicht euer Fuchs ist unser Totem, sondern sein Vetter, der Schakal. Es geht eine alte Sage in unserem Stamme, dass wir einst aus einem fernen Lande gegen Mittag, wo der Schakal haust, über eine schmale Landbrücke, zur Linken und zur Rechten das Meer, in dieses Land gekommen seien. Nun sind wir auf dieses kleine Häuflein zusammengeschmolzen, von allen gehasst, die rings umher die Berge bewohnen. Darum bleibe bei uns und werde unser Anführer, und wir werden dir mit Freuden gehorchen!" Sie geleiteten Rudo zu der Halle, wo jetzt auch die Weiber, kleine krummbeinige Geschöpfe mit breiten Hüften, wieder zum Vorschein kamen und ihn mit freudigen Rufen emempfingen. Aber nachdem er an dem dargebotenen Mahle sich gesättigt hatte, schüttelte Rudo traurig das Haupt und sprach: „Zürnet mir nicht, wenn ich nicht euer Anführer werden will! Ich habe Blutrache geschworen und muss wieder zurück in meine Berge. Aber nun saget mir: Wie steht es mit der Hilfe, die mir von euch durch meinen Ahnherrn zugesagt ist?" Da nahm der Anführer

der Zwerge den Speer in die Hand, den Rudo neben sich in die Erde gesteckt hatte und sprach geringschätzig: „Mit diesem Spiesse wirst du als einzelner Mann deine Feinde nicht vernichten. Nun schau einmal die Waffen an, die wir im Kampfe und auf der Jagd führen!“ Er gab ihm seinen langen Bogen in die Hand und zeigte ihm, wie man den Pfeil auf die Sehne legte und den Bogen spannte. „Siehst du das Rentier dort an dem Abhang grasen? Nun ziele genau und los!“ Als der Pfeil von dem Bogen geflogen war, machte das Tier noch einen gewaltigen Sprung, aber dann stand es still, ein Zittern ging durch seinen Körper und wie ein gefällter Baum stürzte es zusammen. Ein heller Jagdschrei Rudos begleitete seinen Fall. „Siehst du,“ sprach der alte Zwerg, „so fallen sie alle, die wir mit unseren Pfeilen erreichen.“ Verwundert wollte Rudo die Schärfe eines der Pfeile an seinem Finger prüfen, aber schnell riss ihm der Zwerg die Hand hinweg und rief: „Halt! Gift! Eine kleine Ritze und du bist verloren.“ Da sprühte es wie Wetterleuchten aus den Augen Rudo's: „Mit solchem Bogen und solchen Giftpfeilen will ich es allein mit den beiden Stämmen der Wölfe und der Bären aufnehmen. Aber wer wird mich die Anfertigung von Bogen und Pfeil und die Bereitung des Giftes lehren?“

„Den Bogen," sprach der Alte, „liefert dir jeder gute Zweig von der Eibe, die auch in euren Wäldern wachsen wird. Pfeile in Menge gewinnst du aus dem überall wachsenden Schilfrohr, die scharfe Spitze schlägst du dir aus einem Feuersteinspan." „Und das Gift?" Das Gift zu bereiten ist ein Geheimnis, das keinem von uns so bekannt ist, als unserem Medicinmann Hug. Da kommt er gerade um die Ecke."

In diesem Augenblick erschien am Eingang der Felsenhalle ein Zwerg, so klein, dass er dem Jäger Rudo kaum bis zu den unteren Rippen gereicht haben würde. Seine gelbe Gesichtshaut war zusammengerunzelt wie altes Leder, seine kleinen schwarzen Augen lagen tief in ihren Höhlen. Auch er war mit Ausnahme der Lederschürze nackt wie die anderen, aber ausser dem Bogen und dem Köcher mit Pfeilen trug er um die Schulter eine Tasche aus Rentierhaut, von der an kleinen Riemchen bunt durcheinander Wolfszähne und Schlangenhäute, Vogelschädel und klappernde Schneckenschalen herabhingen. Mit prüfenden Blicken mass er den fremden Jäger, der mit seinen Genossen am Feuer sass, dann hob er an zu sprechen: „Sei mir willkommen, du Fremdling vom mitternächtigen Lande! Ich habe mit deinem Urahn, dem Fuchs,

auf den Bergen geredet, und weiss, was dich zu uns geführt hat. Wohlan, dir soll noch heute alles gewährt werden, was du wünschest." Mit diesen Worten griff er in die Tasche und entnahm ihr zwei abgeschnittene Vipernköpfe und eine Handvoll der absonderlichsten Kräuter, Wolfsmilch und Einbeere, Wasserschierling und Bilsenkraut, Tollkirschen und Nachtschatten mit schwarzen Beeren. „Dies alles mit einander gemischt, gibt das Gift für unsere Pfeile, aber erst um Mitternacht, wenn der volle Mond am Himmel steht, wird die richtige Zeit zur Bereitung kommen. Jetzt aber ruhe dich aus und schlafe! Wenn die Zeit da ist, werde ich dich wecken."

Ein Uhu rief von der Spitze des Felsens sein schauriges „Puhu!", da erwachte Rudo auf seinem Moospolster und sah den Medizinmann der Zwerge vor sich stehen. „Steh auf!" rief dieser, „die Zeit ist gekommen." Aus einer Felsspalte entnahm er eine Steinplatte mit einem tiefen Napf in der Mitte, legte dieselbe auf den Herd, in welchem noch ein schwaches Kohlenfeuer glimmte, und begann dann in dem Napfe die hineingelegten Otterköpfe und Giftpflanzen mit einem runden Steine zu zerquetschen, bis sich alles zusammen in einen dicken, schwarzgrünen Brei verwandelt hatte. Als

dies geschehen war, spuckte er dreimal in die Masse, da gischte und brodelte dieselbe und trieb Schaum und Blasen, die der Medizinmann sorgfältig mit einem Löffel aus Rentierhorn abschöpfte. Erst, als sich kein Schaum mehr bildete, nahm er den Stein vom Herde und sprach: „Das Gift ist fertig, nun reiche mir dort die Pfeile.“ Das tat Rudo und sah nun staunend zu, wie der Medizinmann die Feuersteinspitzen eines jeden Pfeiles in den grünen, klebrigen Saft eintauchte und darauf so lange über dem Feuer hielt, bis der Saft zu einem trockenen Firnis erstarrte. Die Pfeile füllten einen grossen Köcher aus Birkenrinde, der mit Rentierfell überzogen war. Diesen hängte der Medizinmann um die Schultern Rudos, gab ihm seinen eigenen Bogen aus Eibenholz und sprach: „Noch schlafen meine Brüder. Wenn sie erwachen, werden sie dich wieder hier behalten wollen und zuletzt Gewalt anwenden. Darum schleiche dich jetzt schon leise von dannen! Der Ahne deines Stammes erwartet dich auf den Bergen, er wird immer um dich sein und dich sicher zu deinem Ziele führen.“

So nahm denn Rudo leise dankend Abschied von dem Zwerge und verschwand mit unhörbaren Schritten im nächsten Walde. Da stand auf einmal

der grosse Fuchs vor ihm, aber wie Rudo näher trat, war er verschwunden. Und so war es immer wieder auf seiner weiteren Wanderung über Berge und Täler. So oft Rudo stille stand und nicht wusste, wo aus und ein, tauchte vor ihm das rote Kleid des Fuchsen auf und wies ihm den weiteren Weg. Endlich, es war der Morgen des letzten Reisetags, war er wieder auf der Höhe der Alb angelangt und brauchte nur noch eine kurze Strecke zu wandern, um zu seinen Heimatbergen zu gelangen. Er wollte zuerst den Stamm der Wölfe und dann den der Bären überfallen, wenn sie mit der sinkenden Sonne in ihre Höhlen zurückgekehrt wären. Darum lagerte er sich jetzt in einem schützenden Gebüsch, zog das mitgebrachte Rentierfleisch heraus und legte sich, als er gegessen hatte, zum Schlafe. Als er erwachte, warfen die Bäume schon längere Schatten. Schnell sprang er auf und wanderte den Felsen zu mit grossen Schritten. Im Walde, aus dem der Teckfelsen hervorragte, schlich er geräuschlos von Baum zu Baum, bis er zu einer mächtigen Buche gelangte, hinter welcher er alles, was zu der Teckhöhle ein- und ausging, unbemerkt überschauen konnte. Und nicht lange stand es an, da kamen auf dem Waldpfade vom Tale herauf die Krieger der Wölfe ge-

schritten, die Gesichter mit roten Strichen bemalt, auf den Schultern das Fleisch und die Markknochen der erlegten Tiere. Jetzt rückte Rudo den Köcher zurecht und legte den ersten Pfeil auf den Bogen. Als alle in der Höhle verschwunden waren, reckte er sich in die Höhe und erhob das durchdringende Kriegsgeschrei seines Stammes. Da fuhren die Wölfe heraus mit ihren Speeren und Keulen und rannten nach der Richtung, woher der Schrei gekommen war. Aber nun schwirrte ein Pfeil um den anderen vom Bogen, einer der Feinde um den anderen stürzte jäh im Sprunge zusammen und ehe noch die Hälfte der Pfeile verschossen war, lagen sie alle zuckend und röchelnd am Boden. Jetzt erhob Rudo noch einmal sein Kriegsgeschrei und mit brechenden Augen mussten es die Wölfe mit ansehen, wie er an ihnen vorbei in ihre Höhle stürmte. Er hatte einen Schrei gehört, der ihm seine Seele mit Schreck und Freude erfüllte. Heulende Weiber und Kinder versperrten ihm den Weg, aber sie gewaltsam bei Seite schleudernd, drang er in den Hintergrund der Höhle, wo Hinda von zwei schrecklichen alten Weibern hin- und hergezerrt und am Halse gewürgt wurde. Zwei wuchtige Faustschläge auf die Köpfe der Alten streckten diese zu Boden und liessen ihn erkennen,

dass er gerade noch im rechten Augenblicke das Leben Hindas gerettet hatte. Die Sinne waren ihr geschwunden und blass wie der Tod sank sie dem Jäger in die Arme. Doch fühlte er ihr Herz schlagen und als er sie vor die Höhle hinausgetragen und in das schwellende Moos gelegt hatte, schlug sie die Augen auf und reichte ihm mit dankerfülltem Blicke beide Hände.

„Rudo," sprach sie, „du bist zur rechten Zeit gekommen, um mich zu erretten. Mit dem morgigen Tage wollten die Wölfe einen grossen Beutezug in die Ferne machen und ich sollte den schwarzen Gulo als sein Weib begleiten." „Mögen ihn und die anderen heute Nacht die Bären und Hyänen bis auf die Knochen auffressen! Aber noch ist die Blutrache, die ich gelobt habe, nicht vollendet, ehe auch die Bären da drüben im Heimenstein bis zum letzten Mann vertilgt sind. Darum lass uns eilen, dass wir von dieser Stelle fortkommen, denn heute noch will ich ihre Seelen nehmen."

Da lächelte Hinda und sprach: „Wegen der Bären im Heimenstein hat es keine Eile, denn ihre Seelen sind schon lange entwichen. Als unser ganzer Stamm vernichtet war, fielen die Wölfe im Streit um die Beute auch über die Bären her und kein Mann von ihnen hat wieder den Heimenstein

betreten.“ Da zog Rudo die Erkorene zu sich empor und zum dritten Male liess er jetzt den Kriegs- und Siegesschrei erschallen, dass es im Walde widerhallte. Dann schritten die beiden Hand in Hand den Pfad zum Tale hinunter, vorbei an den Leichen der Wölfe, die den Pfeil in der Brust lagen, wie sie gefallen waren. Drüben auf dem Breitenstein schimmerten noch die Spitzen der Felskuppen rötlich in den Strahlen der sinkenden Sonne, aber als sie auf der Höhe angelangt waren, umfing sie schon die Dämmerung des Abends. Noch eine kurze Strecke über Gestein und Heide und sie standen am Rande der Waldschlucht, die in steilem Abfall zur Höhle der Füchse hinabführte. Dort sass am Eingang der alte grosse Fuchs und begrüsste sie mit freudigem Grinsen: „Willkommen Rudo und Hinda, ihr Letzten vom Stamme der Füchse. Nehmet Besitz von der Höhle, die ich von neuem für euch zubereitet habe! Hier liegt Speise in Fülle, im Innern der Höhle fliesst eine neue Quelle des trefflichsten Wassers. Lebet in Frieden, und wenn ich einmal wieder komme nach Jahren, soll es mein Auge erfreuen, wenn ich meinen Stamm von neuem emporgeblüht erblicken werde!“



Der Höhlenesel.

Ein paläontologisches Märchen.

Scharf blies der Wind von Norden, Stoss auf Stoss,
Dort übers Steppenland der hohen Alb,
Wo nirgends Wald dem Wüten Halt gebot;
Doch unbekümmert um des Sturmes Dräu'n
Und um die Flocken, die im Wirbeltanz
Umhergetrieben irrten durch die Luft,
Hielt hier ein Rudel wilder Esel Stand
Und ging, die Köpfe tief gesenkt zur Erd',
Der magern Heidenahrung gierig nach,
Dieweil ihr Oberhaupt, der starke Hengst,
Mit scharfem Auge blickte rings umher
Und schnuppernd Luft in seine Nüstern zog.

Da hob er plötzlich hoch den Kopf empor
Und lief, die grossen Lauscher steif gereckt,
Dem Wind entgegen eine Strecke vor.
Doch wie er jetzt die Löwin dort erblickt,

Die hinter Felsgestein sich hat geduckt,
Warf jählings er den schlanken Leib herum,
Trompetete sein schrilles Fluchtsignal,
Und leichten Hufes stob das Volk davon.

Vergeblich Mühn! Zwar von der Löwin nicht,
Die lässig trabend auf der Hufe Spur
Den Flücht'gen folgte, drohte die Gefahr;
Im Hohlweg aber vorn, wohin den Lauf
Die Fliehenden jetzt richteten, versteckt
Im Hinterhalt der grimme Löwe lag.
Ein leises Zucken lief durch seinen Schweif,
Auf schweren Pratzen ruht' sein Mähnenhaupt,
Doch jeder Muskel war zum Sprung bereit.

Galopp! Galopp! Wie fliegen Scholl und Stein!
Schon sind die Stuten all' vorbeigesaust,
Da stürzte auf den Hengst als letzten sich
Mit Wutgebrüll der Löwe, jähen Sprungs
Schlug er die Tatzen in den Widerrist
Und riss mit gier'gem Zahn die Kehle auf,
Dass mit dem Blut das Leben schnell entrann.
Noch stand er hochgerichtet auf dem Hengst
Und liess, die Mähne schüttelnd, noch einmal
Die Luft erzittern vom Triumphgebrüll,
Dann nahm er mit gewaltigem Gebiss

Die Beute auf, warf sie in leichtem Schwung
Auf seine Schultern schnell und trug sie fort.

Da, wo die Alb durch steilen Schluchtenwald
Nach Norden sich zu weiten Tälern senkt,
Da gähnte einst, wie heut', ein Felsentor
Zu einer dunkeln Höhle, drin noch nie
Ein Sonnenstrahl den feuchten Fels geküsst.
Nur Moder rings erfüllte ihre Luft
Von Aasgebein, das da und dort, umschwärmt
Von Fliegen und von eklem Käfervolk,
Zerstreuet lag, ein Bild von Blut und Mord,
Die hier ihr Heim gefunden in dem Felsenhohl.
Dorthin auf ausgetret'nem Wechselpfad
Trug schnellen Laufs der Löwe seinen Fang,
Gefolgt von seinem Weibe, deren Aug'
Vor Gier erglänzte nach dem leck'ren Mahl.
Ein Schwarm Hyänen drängte sich herbei,
Zu teilen mit dem fürstlich hohen Paar
In frecher List des Fleisches Überfluss,
Jedoch ein einz'ger Schlag der Löwentatz'
Trieb schleunigst weg das feige Diebesvolk
Zum Rand der Höhle. Dort verweilten sie,
Vor Hunger winselnd und mit schlaffer Zung',
Bis voll gesättigt sich zu festem Schlaf
Zurückgezogen hat das Paar. Dann erst

Erkühnten sich die Feigen wiederum
Zu neuen Schritten auf dem Diebespfad.
Was immer nur als Rest des Königsmahls
Zurückgeblieben, Haut und Fleisch und Bein,
Riss eine jetzt der anderen vom Maul
Mit Knurren, Heulen, Zähnefletschen weg,
Bis sie gesäubert ganz den Felsentisch.

So glaubten sie. Jedoch im Felsgestein
Ein enger Spalt vom Unterkiefer barg
Die eine Hälfte, die in Zank und Streit
Dorthin gefallen und dem gierigen Aug'
Entgangen war. Sie lag in guter Ruh,
Bis von dem Löwen- und Hyänenvolk,
Das einst der Schrecken war des Albgetiers,
Der letzte Sprössling hatte sein Gebein
Zur Ruh gebracht im Raum der Felsenkluft.
Sie lag Jahrtausende versteckt, indess
Vom Dach der Höhle leise Tropf' auf Tropf',
Das Wasser träufelte und von dem Kalk,
Den es gelöset, mählich, Schicht' auf Schicht',
Den Boden deckte schimmernd weisser Stein,
Der einem Riesensarkophage gleich
Den Höhlenlöwen und sein Opfer barg.
So lag der Eselkiefer noch in Ruh,
Als längst die Alb die neue Zeit erblickt,

Als schon in Wäldern hell der Widerhall
Der Eisenaxt erschallte und im Bann
Des Mühlenrades lag der Bäche Flut.
Da schufen sie in Schwaben, wo in Stadt
Und Land Vereine blühten reich an Zahl,
Als letzten noch den Höhlengrabverein.
Mit Karst und Spaten zogen sie hinaus,
Ob Sonnenschein, ob Regen, hin zur Alb,
Und wühlten sich, den Gürteltieren gleich,
Durch Kalk und Erde bis zur Tiefe durch,
Wo nackter Fels den Höhlenboden schuf:
Ob sie nicht fänden ältesten Getiers
Gebeine in der tausendjähr'gen Gruft;
Ob sie nicht stiessen auf des Menschen Spur,
Der hier gehaust als nackter Wilder einst.

Bald kam die Reihe an das Höhlenloch
Und lauter Jubel hallte durch die Schlucht,
Als jetzt nach harter Müh' und saurem Schweiss
In seiner urgewaltigen Gestalt
Und Wucht der Höhlenlöwe trat zu Tag.
Schon hatte sich, wer tragen konnte, reich
Bepackt mit Schätzen aus der Vorwelt Zeit,
Da rief der junge Doktor Franz: „Hallo!
Was schimmert dort in diesem Felsenspalt?
Heraus damit!“ Frohlockend hob er hoch

Den Eselkiefer: „Ha! Ihr Freunde, seht!
Kam ich beim Höhlenlöwen kärglich weg,
So hab' im Höhlenesel ich Ersatz,
Dess' Kiefer hier in meinen Händen liegt.“
„Dass es kein Löwenkiefer ist, haha,
Ein Blinder sieht es wohl, auch wissen wir,
Dass einst das Steppenland der hohen Alb
Von wilden Pferden wimmelte, jedoch
Ein Asinus? Zu toll ist's, lieber Freund!“

Der aber schmunzelte und schob den Fund
Behaglich in der tiefen Tasche Grund.
„Wer recht in diesem Meinungsstreit behält,
Das wird sich zeigen, wenn den Kiefer ich
Vor meinen Vater lege, den Ihr all'
Als einen Meister ersten Ranges kennt.“
So sprach er sicher, doch nicht gut erging's
Dem Jungen, als der strenge Alte sich,
Die Brille hebend, sorgsam, Zahn um Zahn,
Das selt'ne Fundstück scharfen Aug's besah.
„Und dies soll sein ein richt'ger Asinus?“
„O sieh doch, Vater, sieh doch das Gebiss!“
„Gewiss ist es ein Equus, doch warum
Ein Asinus, der nie in unsrem Land
Gefunden ward, das leuchtet mir nicht ein.“
„Viel stärker ist des wilden Pferds Gebiss,

So sieh doch nur des Kiefers Zierlichkeit!"
Da warf der Alte grimmig hin das Stück:
„Lass mich mit deinem Kiefer doch in Ruh!
Fürwahr, der Höhlenesel der bist du!"

Der Höhlenesel! Scham und bittrer Groll
Verfolgten ihn, wo er nur ging und stand.
Ha! Wenn es ruchbar würd' das herbe Wort
Und stadtbekannt durch die Geschwätzigkeit
Des Alten, nimmer könnt' bewahren er
Des Wissens Ruhm, der seither ihn beglückt!
So schlich er scheuen Blickes durch die Stadt,
Da rannte um die Ecke gegen ihn
Sein Freund Georg: „Ei sieh da, welch ein Glück!
Zu dir wollt' ich in Eile, lieber Franz,
Nun führt ein Zufall dich mir eben zu.
Ein Wagen steht bereit, komm mit! komm mit!
Wir fahren auf die Alb ans Zwergenloch,
Du weisst ja, wo sie neulich aus dem Lehm
Der Feuersteine, Horn und Knochen viel
Gegraben. Lass uns auch einmal
Dort unser Glück versuchen! Ja vielleicht
Kann einer noch den höchsten Treffer ziehn."
Nichts konnte lieber sein dem armen Franz
Und schnell gerüstet eilt' er mit dem Freund
Durch flinker Rosse Kraft den Bergen zu.

In grünem Tal, von munt'rem Bach durchrauscht,
Ragt aus dem Grunde hoch ein Fels empor,
Verwittert, kahl, nur, wo sich händebreit
Ein Fleckchen Erde zeigt, durch Knabenkraut
Und Felsennelken kümmerlich geziert.
Doch vorne, recht wie eines Hauses Tor,
Wölbt sich die Pforte in dem Kalkgestein
Zu einer Halle, die gewund'nen Laufs
Im Leib des Bergesfelsen aufwärts führt.

Da lag, von Forscherhänden aufgewühlt
Und hoch geschichtet, Asche, Lehm und Stein,
Darin auch nicht der schärfste Kennerblick
Gefunden hätte von des Menschen Hand
Ein Stück Geräte. Doch beim Fackelschein
Trat aus der Nacht hervor ein Nebengang,
Den in Jahrtausenden kein Menschenfuss
Betreten; und in diesem Winkel ward
Des Spatens Eifer überreich belohnt
Durch Waffen und Geräte, die sich einst
Des rohen Höhlenvolkes stille Emsigkeit
Aus Horn geschaffen, Bein und Feuerstein.

„Hurra!“ rief Doktor Franz. „Gemeinem Mann
Ist alles dies ein Nichts, weil nicht von Gold,
Doch uns, mein lieber Freund, welch reicher Schatz!

Nun aber lass' da vorn am Tageslicht
Uns ruhen aus an warmen Fels gelehnt
Und uns're Becher leeren voll des gold'nen Weins,
Den ich zur Fürsorg habe mitgebracht!"

Da sassen sie und von der Sonne Glanz,
Der von dem Stein zurück den Leib durchfloss,
Und von des Frankenweines Feuerkraft
Entschwand gar bald der Höhlenlüfte Frost;
Doch bald auch stellte sich der Schlummer ein,
Den Bachus seiner Gabe zugesellt,
Wenn müde Zecher greifen nach dem Glas.
Ein Haupt sank um das andere. Da schlich
Zum Felsentor heraus ein kleiner Wicht,
Nur etlich Spannen hoch, von weissem Bart
Umflossen ganz das runz'lige Gesicht,
Auf grossem Kopf die spitze Wollenmütz'.
„Pst! pst!" rief er, den Finger auf dem Mund,
„Komm her, mein lieber Puck, und schau dir an
Den Schläfer hier mit seiner gold'nen Brill!
Das ist der Doktor Franz, den heute erst
Sein Vater einen Höhlenesel hiess,
Nur weil der Alte glauben wollte nicht,
Dass je der Esel auf der Alb gehaust.
Wir aber, weisst du noch? — wir sahen ihn,
Als wir noch Jungen waren grün und zart,

Wir sahen ihn in seiner wilden Kraft
Dem Winde streitig machen seine Eil'.
Wir sahen auch, mir ist's, als wär' es heut',
Dem Bildner jenes Volks, das hier gewohnt,
Auf uns'ren Zehen stehend rückwärts zu,
Wie er mit scharfem Stein auf Rentiershorn
Das Bild des Esels rizte, von dem Leu
Gepackt am Widerrist mit scharfer Klau'.
In einem Hohlweg auf der hohen Alb
Da hatte still gelegen einst der Mann
Und hatte zugeschaut dem blut'gen Strauss,
Den später seine kund'ge Hand getreu
Mit Feuerstein auf Rentierhorn entwarf.
So reiche mir die Schaufel, lieber Puck!
Sie liegt geborgen in dem engen Gang,
Wo auch das Andre liegt aus alter Zeit."

Flugs eilte Puck hinweg und brachte bald
Die Rentierschaufel mit dem Jägerbild.
„Nun," sprach das Wichtlein Zwick, „nun passe wohl
Auf die Gesichter uns'rer Schläfer auf,
Wenn sie erwachend diese Schaufel sehn!"
Schnell steckt' er sie in Höhlenlehm, doch so,
Dass alsobald sie fallen musst' ins Aug;
Dann nahm ein Hälmchen er von zartem Gras

Und rückwärts huschend an die Felsenwand
Fuhr kitzelnd er den Schläfern in die Nas',
Dass pustend beide jählings fuhren auf.
„Was war denn nur, beim Styx, in meiner Nas?"
„Mir scheint, wir schliefen — hazzi — wohlgemut"
„Die Sonne — hazzi — und der starke Wein
Die waren schuldig. Doch was seh' ich dort?"
Rief Doktor Franz. „Was steckt in diesem Lehm?"

Mit raschem Griff zog er das Stück heraus,
Doch kaum erblickte er das Wunderbild,
So sprang mit gleichen Füssen er empor.
Und rief: „Viktoria! Nicht bin ich mehr
Der Höhlenesel, wie mein Vater mich
Im Zorne nannte. Du bist Zeuge mir,
Dass ich das Bild im Lehme steckend fand.
Der aber dies mit kühnem Stift entwarf,
Der hat den Esel auch belebt gesehn.
So kann ich triumphierend rufen aus:
„Wer zweifeln will, der hat's mit mir zu tun!
Heran! Der Höhlenesel hat gelebt."





Erster deutsch-österreichischer Kynologen-Kongress in Rüdesheim

September 2000.

Ein kynologisches Märchen.

Nachdem der deutsche und der österreichische Kynologen-Verein schon mehrere Jahre in unverdrossener Arbeit neben einander ihre Kräfte gemessen hatten, wurde es auf das freudigste begrüsst, als von den beiderseitigen Vorständen der Vorschlag gemacht wurde, im Herbste 2000 zu einem gemeinsamen Kongresse in Rüdesheim zusammenzukommen. Ort und Zeit waren vortrefflich gewählt. Musste schon der Name Rüdesheim das Herz jedes rechtschaffenen Kynologen schneller schlagen lassen, so versprach auch der Rheingau an sich mit seinen herbstlichen Bergwäldern, die schon in den ältesten Zeiten vom Widerhall des Rüdengebells erfüllt waren, allen Teilnehmern die vielseitigsten Genüsse.

Schon der Empfangsabend am 3. September brachte die animierteste Stimmung zur Entwicklung. Das Lokalkomitee, bestehend aus dem Geschäftsführer, dem gelehrten Schnürpudel Caro und seinen Assistenten, dem Pintscher Flock und dem Spitzer Peter, hatte alles getan, um den Aufenthalt in der grossen Halle des Jägerhauses auf dem Niederwald so angenehm als möglich zu gestalten. Die Halle selbst war mit Tannenreis, untermischt mit glänzend roten Vogelbeerbüscheln und allen möglichen Emblemen der Jagd und sonstigen Sports auf das Prächtigste geschmückt.

Jeder Augenblick brachte neue Teilnehmer aus Deutschland und Österreich; auch aus England und Skandinavien trafen die Träger altberühmter Namen ein, mit lautem Hallo begrüsst, als aber gar aus Grönland der Eskimohund Snorr und aus Deutsch-Ostafrika der haarlose Saadi, letzterer in eine dicke Schabrake gehüllt, zur Türe hereintraten, da brauste ein Sturm der Begeisterung durch die Halle, der sich erst legte, als der Lokalgeschäftsführer Caro mit würdevollem Schritte die Tribüne bestieg, in warmen herzlichen Worten den Teilnehmern für ihr zahlreiches Erscheinen dankte und sie im Namen der Bewohner der alten Kulturstätte Rüdesheim willkommen hiess.

Nun folgte Rede auf Rede, Gruss auf Gruss. Alte Freundschaften wurden erneuert und neue geschlossen, und bei vortrefflichen Knochen und anderen Bissen und einer unversiegbaren Quelle reinsten Bergwassers gelangte man bald zu dem von den Jüngeren längst erwarteten initium fidelitatis. Zwar hatte, wie der Geschäftsführer bedauerte, das Orchester, das sonst während des Sommers unter Direktion des Herrn Nachtigall in Rüdesheim gastierte, vor kurzem seine Rückreise in den Süden angetreten, dafür aber wurden die Teilnehmer durch Lieder des wunderbar zusammenstimmenden Quartetts Zaunkönig, Kohlmeise, Star und Rabe erfreut; der bekannte Komiker Kautz gab unter den seltsamsten Bücklingen und Grimmassen seine allerneuesten Schnadahüpfel zum Besten, und dazwischen liessen zwei Grünspechte ihr „hölzernes Gelächter" ertönen, das auch die ältesten, ernstesten Herren zur Teilnahme an der allgemeinen Fröhlichkeit hinriss. Gerne hätten die Jungen die Fidelität bis zum Morgen ausgedehnt, als aber die 12. Stunde schlug, mahnten die Alten zum Aufbruch in die zum voraus bestellten Privatquartiere in Rüdesheim, denn nicht bloss des Vergnügens wegen sei man zusammengekommen, sondern hauptsächlich zu ernster, wissenschaftlicher

Arbeit, deren Verhandlungen volle zwei Tage je von 9 Uhr morgens bis 1 Uhr mittags dauern werden.

Bei der grossen Anzahl der angemeldeten Vorträge war es von vornherein fraglich, ob alle Redner zum Wort gelangen würden. Um so mehr musste darauf gehalten werden, die Verhandlungen präzis zu beginnen. Als daher am Morgen des 4. September die Halle sich gefüllt hatte und zum ersten Vorsitzenden der deutsche Bernhardiner Bary und zum zweiten der österreichische Bracke Castor gewählt war, ergriff Bary sofort das Wort zu seiner Rede über „die Bedeutung des Hundes in der Entwicklung der Kultur.“ Anknüpfend an den altberühmten Spruch des Zendavesta „durch den Verstand des Hundes besteht die Welt“ wies der altersgraue Redner, dessen jugendlichen Geist man immer wieder bewundern musste, im einzelnen nach, dass dieser Spruch nicht bloss eine Phrase, sondern in buchstäblich wahrem Sinne zu nehmen sei. Warum habe der paläolithische Mensch kein besseres Dasein gehabt, als das armselige eines elenden Wilden? Weil ihm der Hund gefehlt habe. Eine wesentlich höhere Stufe haben schon die zwischen paläolithischer und neolithischer Zeit stehenden Anhäufer der Kjökkenmöddinger erreicht, obgleich

ihr Begleithund wahrscheinlich auch noch ein halber Wilder gewesen sei. Zu einem sesshaften Leben aber, zur Viehzucht und Landwirtschaft wäre der Mensch nie gekommen, wenn ihm nicht der Hund neben seinen Dienstleistungen bei der Jagd auch sein Vieh gehütet und seine Hütten bewacht hätte. Und wenn dem Menschen sein angeborener Hochmut auch die Anerkennung dieser Wahrheit nicht zulasse, so sei es doch Sache der kynologischen Vereine, auf diese Wahrheit immer wieder hinzudeuten, bis sie endlich die gebührende Würdigung finde.

Minutenlanger Beifall brauste durch die Halle, als der ehrwürdige Redner seinen glänzenden Vortrag beendet hatte. Da sich niemand zur Diskussion meldete, erhielt des weiteren das Wort der Hirschhund Douglas von England. Er bestieg mit grosser Würde die Tribüne, und führte etwa folgendes aus: „Verehrte Anwesende! Unser hochgeehrter Vorsitzender hat soeben von dem angeborenen Hochmut des Menschen gesprochen. Der Graf, den ich auf seinen Jagden in Schottland begleite, blickt mit ungemessenem Stolz auf seine fünfzig Ahnen zurück. Aber ist es nicht lächerlich, mit diesen zu prunken, während wir auf eine unendliche Zahl von Ahnen bis zu den ersten Spuren

der Menschengeschichte zurückblicken können? Was speziell mein eigenes Geschlecht, das Geschlecht der Hirschhunde, betrifft, so kann ich dasselbe bis auf den Canis matris optimae Jeitteles, ja vielleicht noch weiter zurückführen. Meine Ahnen waren es, die mit den alten Ägyptern schon im 4. Jahrtausend vor unserer jetzigen Zeitrechnung gejagt haben. Sie waren es, welche die alten Babylonier, Assyrier, Etrusker und Lacedämonier begleiteten. Auf meinen vielen Reisen mit dem Grafen habe ich sie in den Museen in unzähligen Bildnissen gesehen. Und wenn ich mich selbst betrachte, so kann ich in keiner Weise einen Unterschied zwischen mir und irgend einem meiner ältesten Ahnen herausfinden. Dies bestimmt mich, die neumodische Lehre von der Veränderlichkeit der Arten für eine unerwiesene Hypothese zu erklären und an der alten Lehre von der ewigen Dauer der Typen festzuhalten."

So interessant dieser Vortrag war, so fand er doch nur geteilten Beifall. Aus dem Gemurmel und dem Kopfschütteln, das er da und dort bemerkte, konnte der Vorsitzende ersehen, dass eine starke Gegenströmung, namentlich unter den jüngeren Teilnehmern, vorhanden war. Er gab deshalb die Diskussion frei und sofort bestieg der Spitzer

Peter die Tribüne. „Meine Herren," begann er, „ich darf wohl eine noch viel längere Ahnenreihe, als der Deer-hound, beanspruchen. Denn während sein ältester Ahne erst im Beginn der Bronzezeit auftritt, kann ich meine Ahnen bis in die rein neolitische Pfahlbauzeit zurückführen. Aber, beim Cerberus, welch gewaltiger Unterschied zwischen einst und jetzt! Schon der Spitzer auf der Bologneser Situla ist ein anderer, als der Pfahlbauspitzer, wie wir ihn uns denken müssen. Noch auffallender aber sind die Veränderungen, wenn Sie den ruppigen Hallstattspitzer mit uns jetzigen Spitzern vergleichen. Das Auffallendste, was Sie bemerken werden, ist die Zunahme der Breite des Gehirnschädels; diese Zunahme ist bei einer Vergleichung eines modernen Spitzerschädels mit dem schmalen, eng gebauten des Pfahlbauspitzers eine ganz bedeutende. Aber nur durch Zunahme der Schädelbreite infolge einer Verbreiterung des Gehirns sind wir auf diejenige Stufe der Kultur gelangt, deren wir uns heute erfreuen. Ich glaube deshalb, der geehrte Vorredner täte wohl daran, nicht starr an der Persistenz der Typen festzuhalten. Denn wenn sein Blick nicht ganz durch das Eingenommensein für seine Theorie getrübt ist, so dürfte er den gewaltigen Unterschied zwischen

sich und seinen Vorgängern in der Ahnenreihe nicht verkennen. Ich will den Hauptwert nicht auf die Länge seiner Hängeohren gegenüber den kurzen, halb aufrecht stehenden Ohren der ägyptischen und altklassischen Jagdhunde legen (Heiterkeit); das Auffallendste ist ja auch an dem geehrten Redner seine Körpergrösse überhaupt und die Grösse und Breite seines Schädels. So konnte der Canis matris optimae Jeitteles nicht ausgesehen haben. Also hat sich auch er im Laufe der Jahrtausende verändert und damit ist auch von seiner Seite der Beweis für die Veränderlichkeit der Typen geliefert."

Während der lebhaften Zustimmung, die sich an die Worte Peters anschloss, verliess der Hirschhund Douglas mit demonstrativem Brummen die Halle. Da sich nun niemand weiter zur Diskussion meldete, erhielt der Pudel Caro das Wort zu seinem Vortrage über „die Zweigrassen unter den Hunden". Es würde zu weit führen, die auf umfassender Gelahrsamkeit beruhenden Auseinandersetzungen des Redners vollständig wiederzugeben. Sie gipfelten in dem Schlussatze: „In der ganzen prähistorischen Zeit ist nichts von Zwerghunden zu finden. Erst von der geschichtlichen Zeit ab treten die ersten Spuren und Überlieferungen zu Tage. Daraus

folgt, dass sie erst in geschichtlicher Zeit aus anderen, höher gestellten Rassen hervorgegangen sind, und der Weg, auf dem dies erfolgt ist, kann nur der Weg der Degeneration gewesen sein.“

Hatte sich schon während des langen Vortrags selbst eine bedenkliche Unruhe bemerklich gemacht, so dass der Vorsitzende immer wieder zur Glocke greifen musste, so waren jetzt, nachdem der Redner geendet hatte, die Zwergpintscher, Zwergspitzer, Zwergpudel — und Wachtelhunde nicht mehr zu halten. „Degeneration? Degeneration? Es ist eine Infamie, ein solches Wort zu gebrauchen,“ lärmte und keifte es unter dem Volke der Kleinen, bis endlich der Königswachtelhund Lord, genannt Lördle, auf die Tribüne sprang und seine gelben Locken schüttelnd mit heller, weithin vernehmbarer Stimme folgendes ausführte: „Hochgeehrte Versammlung! Sie werden wohl selbst aus dem Gebahren meiner Freunde entnommen haben, wie tief empört wir über die letzten Worte des Herrn Vorredners sind. In der Tat finden wir es unbegreiflich, wie er von einer Degeneration reden kann, wo doch überall keine vorhanden ist. Ich und meine Freunde verstehen unter Degeneration ein Herabgesunkensein von der normalen Beschaffenheit zu einem Stadium der Minderwertigkeit

und zwar in körperlicher, wie in geistiger Beziehung. Aber wo trifft dies bei uns zu? Sind wir nicht trotz unserer Kleinheit harmonisch so wohlgebildet, als nur irgend ein Hundekörper sein kann? (Bravo, bravo!) Und bilden wir nicht mit unserer hoch entwickelten Intelligenz das Entzücken aller, die uns kennen, so dass unsre Wertschätzung weit über die des Pudels geht und mag derselbe noch so gelehrt sein? Ich — ich — ich glaube deshalb ganz im Sinne meiner kleinen Freunde zu reden, wenn ich gegen den Ausdruck Degeneration, auf uns angewandt, mit aller Entschiedenheit Verwahrung einlege.“ (Hier schlug seine Stimme um und ging in ein bedenkliches Gilfen über.)

Pudel Caro: „Meine werten Freunde, ich würde es auf das Tiefste bedauern, wenn meine Worte irgendwie als Beleidigung aufgefasst würden. Ich wollte ja nur vom Standpunkt der Wissenschaft aus ...“ Zwergpudel Mäusle: „Ei was, Herr Vetter, gehen Sie mir weg mit Ihrer Wissenschaft! Wer sagt ihnen denn, ob wir im Kampf ums Dasein mit unseren kleinen Körpern nicht besser vorwärts kommen, als die anderen mit ihren grossen? Und weiter muss ich sagen, dass die Zwergenfrage erst neuerdings anfängt, wissenschaftlich ernstlich untersucht zu werden. Um als

Beispiele die Menschenzwerge anzuführen, so haben die Röntgen-Untersuchungen der Liliputanertruppe das überraschende Ergebnis gehabt, dass ihr Körperwachstum noch gar nieht abgeschlossen ist. Ja einer der Kleinsten ist nachträglich noch in kurzer Zeit um 20 Centimeter gewachsen, so dass er wegen seiner Grösse aus der Truppe ausgestossen werden musste. (Lachen.) So könnte auch bei uns . . .“

Hier wurde er durch die Glocke des Vorsitzenden unterbrochen. „Meine Herrn,“ rief dieser, „ich bin genötigt, Sie darauf aufmerksam zu machen, dass die Zeit für unsere heutigen Verhandlungen abgelaufen ist. Es bleibt ja den Herren Zwerghunden unbenommen, bis zum nächsten Kongress ihre Knochen durchröntgen zu lassen, und sollte es uns sehr freuen, wenn das Wachstum derselben ebenfalls noch nicht abgeschlossen wäre, so dass sie nächstes Jahr mit 20 Centimeter Zusatz erscheinen würden. (Heiterkeit.) Für heute erkläre ich die Sitzung für geschlossen und lade die Teilnehmer ein, nach beendigter gemeinsamer Mahlzeit sich vollzählig bei dem alten Hundegräberfeld einzufinden, das unser verdienter Lokalgeschäftsführer in letzter Zeit in der Nähe von Rüdesheim aufgedeckt hat. Wir werden da recht

interessante Funde zu sehen bekommen. Auf Wiedersehen heute Nachmittag!" (Bravo!)

Das Gräberfeld, um welches sich einige Stunden später die Kongressteilnehmer nahezu vollzählig versammelten, lag auf einer Heide am Rande des Waldes und umfasste etwa 25 Quadratmeter. Leichte, hügelartige Erhebungen und eine alte Sage, die an diesen Ort verknüpft war, hatten den Lokalgeschäfsführer Caro veranlasst, nachzugraben, und mit Hilfe der beiden eifrigen Dachse Waldmann und Zanker war es ihm gelungen, das ganze Feld aufzudecken. Die Gräber, 18 an der Zahl, lagen nur einen halben Meter unter der Oberfläche und enthielten ebenso viele, meist wohlerhaltene Skelette einer Hunderasse, deren enorme Grösse die der gegenwärtigen Hundetypen weit überragte. Sie lagen unordentlich zerstreut, ohne Einhaltung einer bestimmten Himmelsrichtung; von Beigaben war bis jetzt nichts gefunden worden, dagegen ergab die Beschaffenheit der Skelette überraschende Aufschlüsse über das Alter und die Todesart der Bestatteten. Nur fünf derselben, deren starke Zahnabnützung auf ein hohes Alter schliessen liess, waren augenscheinlich eines natürlichen Todes gestorben. Die anderen aber wiesen so starke und so zahlreiche Verletzungen der Rippen und der

Vorderfussknochen auf, dass mit grosser Wahrscheinlichkeit angenommen werden konnte, sie seien auf dem Felde der Ehre geblieben. Nun fragte es sich, welchem Hundestamme diese Skelette angehörten. Der gelehrte Caro war sehr geneigt, den Canis Molossus anzunehmen. „Sehen Sie diese gewaltigen Kiefer und Eckzähne.“ sprach er, „sehen Sie weiter die starken Knochenkämme auf den Schädeln, und bedenken Sie die Berichte der Alten über die Kraft und Wildheit des Molossers, so können Sie wohl nicht im Zweifel sein, dass wir in diesen Skelettsn die Reste des nun ausgestorbenen Riesenhundes vor uns haben.“

Mittlerweile hatte der Bracke Castor überall herumgeschnüffelt und kam jetzt triumphierend mit drei Bronzetäfelchen zurück, auf welchen die Namen „Nero“, „Pluto“, „Wodan“ eingetragen waren. „Vom Canis molossus,“ rief er, „kann nach diesen Grabbeigaben, die jedenfalls zu Halsbändern gehörten, keine Rede mehr sein. Die Funde sind jünger und weisen auf das Mittelalter hin, in welchem die deutschen Jäger mit Hilfe gewaltiger Hatzrüden den wilden Eber erlegten. Nun weiss ich aber aus der Kulturgeschichte des Hundes genau, dass diese sogenannten Sauhatzrüden aus

Irland nach Deutschland eingewandert sind und sich Jahrhunderte lang in reiner Rasse ..."

„Eine Ratte," erscholl auf einmal die scharfe Stimme des Pintschers Flock. „Eine Ratte," riefen die Dächse Waldmann, Zanker und Schlupfer: und „wo? wo? packt sie! fasst sie!" riefen die Spitzer, die Möpse, die Doggen und alle anderen miteinander! Auch die kleinsten der Zwerge, die nicht viel grösser waren, als die Ratte selbst, liefen kläffend und gilfend hinten drein. Da dachte auch der würdige Castor nicht mehr an seine gelehrte Auseinandersetzung, sondern sausste mit gewaltigen Sätzen der Meute nach. Nur allein der erste Vorsitzende Bary blieb zurück. Erst wollte er ebenfalls nachsetzen, aber der erste Versuch schon mahnte ihn schmerzlich an sein Zipperlein. So schaute er denn mit bittersüssem Lächeln der tollen Jagd nach, die sich immer weiter über die Heide ausdehnte; als sie aber seinen Blicken entschwunden war, begab er sich kopfschüttelnd und an seine schönen Jugendjahre denkend langsamen Schrittes in sein Quartier.

Zu der zweiten gemeinschaftlichen Sitzung am 5. September hatte sich die Halle schon lange vor neun Uhr gefüllt, denn den angekündigten ersten Vortrag, in welchem der Eskimohund Snorr über

seine letzte Reise im östlichen Grönland berichten sollte, wollte keiner sich entgehen lassen. Bald darauf trat, von freudigem Zuruf begrüsst, der berühmte Reisende in Begleitung des Vorsitzenden Castor ein, bestieg die Tribüne und begann unter lautloser Stille der Versammlung seine Rede. Von einem kleinen Hafen an der Ostküste von Grönland ausgehend, hatte sich die Reise, welche hauptsächlich prähistorischen Hundestudien gewidmet war, bis weiter über den 80. Grad nördlicher Breite erstreckt. Ueber Schnee- und Eisfelder, über Berge und Täler war es immer weiter nach Norden gegangen. Gross waren die Gefahren durch die umherschwärmenden Eisbären, und unendlich die Entbehrungen bei einer Kost, die nur aus Heringsconserven und präparierten Wallfischschwarten bestand. — Bei der Schilderung dieser Beschwerlichkeiten hörte man da und dort unterdrücktes Heulen und dem Königswachtelhund Lord und seiner nervösen Gattin Miss liefen die hellen Tränen über die Backen herunter. — Wenn nun auch die Resultate der Reise hinter den Erwartungen zurückblieben, so war doch wenigstens so viel erreicht, dass das derzeit nördlichste Vorkommen von Hundespuren festgestellt war. Unter 82 Grad nördlicher Breite nämlich hatte Snorr in einer Felsennische zahlreiche

Koprolithen gefunden, welche er der Form nach für Hundekoprolithen halten musste. Ob sie als fossil oder nicht fossil anzusprechen seien, wollte er dem Ermessen eines Chemikers vom Fach überlassen.

Chemiker Schnauzer: „Dass die Koprolithen schon der Form nach für Hundekoprolithen zu erklären sind, darin pflichte ich dem Herrn Vorredner vollständig bei, dagegen hat die im Auftrage des Herrn Vorsitzenden angestellte chemische Untersuchung mit Salzsäure, wobei kein Aufbrausen erfolgte, auf das bestimmteste erwiesen, dass dieselben nicht fossil sind. Ich wäre deshalb geneigt gewesen, sie für verhältnismässig rezent zu halten, wenn sich nicht bei der Behandlung mit Salzsäure ein ganz fremdartiger Geruch entwickelt hätte, welcher von dem spezifischen Hundegeruch der Neuzeit wesentlich abweicht. Ich bitte alle Anwesenden, sich selbst zu überzeugen.“ (Die Präparate gehen herum und werden von allen Teilnehmern auf das eingehendste beschnüffelt.)

Vorsitzender Castor: „Nachdem wir uns von der Richtigkeit der Beobachtung des Herrn Schnauzer überzeugt haben, glaube ich für heute so viel konstatieren zu dürfen, dass im hohen Norden von Grönland Koprolithen von einer sehr alten Hunde

rasse hinterlassen worden sind. Welcher Art diese Rasse war, ob sie ganz ausgestorben ist oder vielleicht in höheren Breiten noch fortlebt, muss weiteren Forschungen überlassen bleiben. Für heute aber lade ich die Anwesenden ein, unserem bezähmten Gaste Snorr ihren Dank dadurch auszusprechen, dass Sie sich von ihren Sitzen erheben." (Geschieht unter stürmischen Hochrufen.)

Vorsitzender Castor: „Es sind noch drei Vorträge angemeldet. Ich bitte deshalb bei der Beschränktheit unserer Zeit die Herren Redner, ihre Auseinandersetzungen so knapp als möglich zu gestalten. Zunächst hat das Wort der Rottweiler Hund Herr Stumper zu seinem Vortrag über die Erblichkeit erworbener Defekte.

Herr Stumper: „Meine Herrn! Ich kann mich kurz fassen. Was ich Ihnen mitteilen möchte, betrifft ja zunächst die Demonstration meines eigenen Körpers und dazu möchte ich nur wenige Worte sprechen. Sie wissen ja, dass über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Vererbung erworbener Defekte in letzter Zeit viel debattiert worden ist. Der Mehrzahl nach sind die Gelehrten immer noch geneigt, die Möglichkeit zu bestreiten. Aber nun bitte ich die Herrschaften einmal meine Hinterseite zu betrachten. Sie sehen da einen Schwanz-

stummel von nur zehn Centimeter Länge und dieser Stummel ist nicht während meines Lebens erworben, sondern von Geburt an vorhanden. Er ist dies eine Eigentümlichkeit, die in unserer Rasse schon seit Jahrhunderten immer wieder auftritt. Dadurch, dass sich meine Vorfahren in frühester Zeit häufig einen ihrer Ansicht nach überflüssigen Teil ihres Schwanzes abnehmen liessen, ist diese Stummelbildung erblich geworden und kommt nun in vielen Familien, oft bei mehreren Familienmitgliedern zugleich, immer wieder zum Vorschein.“ (Zurufe: Merkwürdig, merkwürdig!)

Pintscher Souri: „Meine Herrn, die Sache ist gar nicht so merkwürdig. Ich selbst habe seiner Zeit einen Teil meiner Schwanzwirbel durch Operation verloren, meine Frau, eine geborene Terrier, die ich besonderer Umstände halber zu Hause lassen musste, ebenfalls. Aus unserer Verbindung sind sechs Kinder entsprossen, von welchen drei mit Stummelschwänzen geboren wurden.“

Dachshund Zanker: „Ich kann noch ein weiteres Beispiel anführen, wenn es auch nicht aus der Hundebiologie stammt. Vor einigen Jahren habe ich bei Daxberg eine dreifarbige Kätzin gejagt und sah gerade noch, wie ihr beim Übersetzen über den Bahndamm die Hälfte des Schwanzes

durch den heranbrausenden Zug abgefahren wurde. Im nächsten Jahre habe ich in derselben Gegend mehrere junge Kätzchen mit Stummelschwänzen gesehen, fast wie die Katzen auf der Insel Man. Wie ist dies anders zu erklären, als dadurch, dass der Schrecken und der Schmerz einen auch für die spätere Fortpflanzung nachhaltigen Eindruck hervorgebracht haben!"

Vorsitzender Castor: „Meine Herrn, ich befürchte, wir kämen auf diese Weise in das Kapitel vom „Versehen" hinein, ein Thema, das wir lieber unseren Gattinnen überlassen wollen. Wenn deshalb niemand mehr zur Diskussion sprechen will, so erteile ich das Wort unserem Psychologen Herrn Dickerle.

Mops Dickerle: „Hochgeehrte Versammlung! Ich möchte Sie heute auf ein Gebiet führen, das ich nur anzudeuten brauche, um sofort die Saiten Ihres Gemüts auf das stärkste erklingen zu lassen. Ich meine den von Urzeiten her bestehenden Kontrast zwischen Hund und Katze. Zu allen Zeiten hat diese Feindschaft bestanden; in den Sprichwörtern aller Völker ist dieselbe erwähnt und nur zu verwundern ist, dass der alte Linné in seine klassische Charakterisierung der Hunde nicht auch den Satz ‚odiunt catos' aufgenommen hat. Wenn

also zu unserem Charakterbilde gehört, dass wir die Katzen hassen, so muss dieser Hass auch psychologisch erklärt werden können. Woher kommt er also? Man spreche mir nicht von einer Angst der Hunde vor den Katzen! Wir haben wahrhaftig schon lange das Gegenteil bewiesen. Man spreche mir auch nicht vom Brotneid der Hunde, denn Platz und Futter ist ja genug für uns beide auf der Erde vorhanden! Lächerlich ist auch der Versuch, die Elektrizität, die wir ja den Katzen nicht absprechen wollen, ins Spiel zu bringen. Nein, die Sache liegt tiefer. Sie wissen ja alle, dass ein Ihnen wohlbekannter deutscher Professor den Sitz der Seele in dem jedem Tiere eigentümlichen Geruche sucht. Ist dies so — und einem Professor sollte man doch glauben —, nun ja, dann haben eben die Katzen eine uns Hunden total widerwärtige Seele. (Sehr wahr! sehr wahr!) Kommen Sie an irgend einem Zaun oder Eckstein vorbei, wo eine Katze ihre duftende Visitenkarte abgegeben hat (Lachen), so steigt Ihnen ein Geruch in die Nase, der Sie im Innersten empört. Ich selbst fühle in solchen Fällen, wie sich mir die Haare auf dem Rücken sträuben, und kann nicht umhin, meine Empörung in Knurren und Brummen zu äussern. (Zustimmung.) Bei jeder Wieder-

holung wiederholt sich auch unser Zorn und zuletzt brauchen wir nur eine Katze von der Ferne zu erblicken, um das Erinnerungsbild des niederträchtigen Eindrucks wieder aufleben zu lassen' den früher solche chemische Analysen von unserer Nasenschleimhaut aus auf unser Gehirn ausgeübt haben. Es mag ja wohl Ausnahmen geben, die bei den betreffenden Hunden auf einer allmählichen Abstumpfung und Angewöhnung beruhen mögen, im allgemeinen aber kann ich wohl sagen: Der auf physiologisch - psychologischen Ursachen beruhende Hass zwischen Hund und Katze ist unausrottbar und wird bestehen, solange überhaupt die Welt besteht." (Grosse Bewegung und lebhafter Beifall von allen Seiten.)

Vorsitzender Castor: „Ich nehme an, dass wohl niemand dagegen reden wird, und erteile das Wort zum letzten Vortrage Herrn Basco."

Setter Basco: „Meine Herrn, ich habe nicht im Sinne, Ihnen einen förmlichen Vortrag zu halten, sondern wollte Sie blos auf das Werk von Sophus Schack „Physiognomische Studien" aufmerksam machen, worin in ganz gelungener Weise in Wort und Bild Parallelen zwischen Hunden und Menschen zusammengestellt sind. Es gehört nicht einmal ein besonderes Auge dazu, um die Ähnlichkeit

zwischen dem Schäferhund und Schäfer, dem Vorstehhund und Jäger, dem Pudel und Studenten, dem Königswachtelhund und einer schöngelockten Dame, der Bulldogge und einem Mörder zu erkennen. Die Gesetze, auf welchen solche offenkundigen Parallelen beruhen müssen, sind noch keineswegs aufgedeckt. Nur in Beziehung auf die Bulldogge und den Menschenmörder will der bekannte Lombroso das Gemeinsame in dem massiven, vorgeschobenen Unterkiefer gefunden haben. Alles übrige bedarf noch der eingehendsten Untersuchung."

Bullterrier Box: „Wenn Herr Basco die Ähnlichkeit zwischen der Bulldogge und einem Menschenmörder für erwiesen hält und mit Lombroso diese Ähnlichkeit auf dem gemeinsamen massiven Unterkiefer aufbaut, so spricht er da in leichtfertiger Weise eine Behauptung aus, gegen welche ich auch im Namen meines leider nicht anwesenden Bulldogg-Vetters ganz energisch protestiere. Erstens sind wir keine geborenen Mörder, sondern der Mehrzahl nach gerade so gutmütige Kameraden, wie ein jeder von Ihnen in dieser Versammlung. Was zweitens den massiven Unterkiefer betrifft, durch den sich nach Lombroso der Menschenmörder auszeichnen soll, so wäre ich doch sehr begierig, zu

erfahren, wozu denn derselbe seinen starken Kiefer brauchen sollte. Es ist eben reiner Zufall, dass der oder jener Mörder einen solchen Kiefer besitzt. Und so behaupte ich drittens, dass auch wir vom Bulldoggengeschlechte zu unseren vorgeschobenen Unterkiefern und zurücktretenden Oberkiefern und Oberlippen gekommen sind, wie ein jeder von Ihnen zu seiner Nase. (Heiterkeit.) Ja, ich kann Ihnen vom vergleichend anatomischen Standpunkt aus beweisen, dass diese Eigentümlichkeit des Gesichtsschädels schon bei dem Sivatherium aus dem Tertiär des Himalaya sich findet und jetzt noch bei dem Niata-Rinde in den La Plata-Staaten vorkommt; es hat sogar schon Flusskarpfen gegeben, die denselben vorspringenden starken Unterkiefer, wie wir, gehabt haben. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, das Sivatherium, das Niata-Rind und die mit solchen Kiefern versehenen Karpfen für geborene Mörder zu halten, so will ich Sie nicht daran hindern. Was aber mich und meine Vettern betrifft, so möchte ich noch einmal gegen eine solche Unterstellung Verwahrung einlegen."

Vorsitzender Castor: „Ich bin selbst der Ansicht, dass Herr Basco in seinen Ausführungen das Mass des Erlaubten etwas überschritten hat und überlasse es seinem Takte, an anderem Orte die

nötige Erklärung abzugeben. Im übrigen habe ich Ihnen mitzuteilen, dass die Verhandlungen beendigt sind und bitte Sie nur noch, den Ort der nächstjährigen Zusammenkunft und die Vorsitzenden derselben zu bestimmen.“ (Dies geschieht. Es wird als Ort des nächsten Kongresses mit Stimmenmehrheit Hundeshagen und mit Akklamation Castor zum ersten und Bary zum zweiten Vorsitzenden gewählt.) „Nachdem diese Formalitäten erfüllt sind, erkläre ich die diesjährige Versammlung für geschlossen und lade Sie zum Schlusse ein, heute nachmittag der Ausgrabung eines alten Abfallhaufens am Rheinufer möglichst zahlreich beizuwohnen.“

Auf diesen anscheinend uralten Abfallhaufen, den alle Teilnehmer schon bei ihrer Ankunft am 3. September bemerkt hatten, waren um 3 Uhr nachmittags alle Augen gerichtet. Sollte es nicht möglich sein, in demselben ein Gegenstück zu den Kyökkenmöddinger an den dänischen Küsten zu finden? Welch ein Triumph, wenn der älteste Hund, der Begleiter des Menschen in der Zwischenstufe zwischen der paläolithischen und neolithischen Zeit, auch hier an dieser uralten Kulturstelle entdeckt würde! Jeder suchte von vornherein den besten Platz zu erringen, und als das Zeichen gegeben wurde, begann ein Graben und Scharren,

wie der Rhein noch keines an seinen Ufern geschaut hatte. Rasch war die oberste Humusschichte abgedeckt und bald trat eine zweite zu Tage, die mit Kieselsteinen, Muschelschalen, Fischskeletten und allen möglichen Überbleibseln ganz durchspickt war: „Halt," rief der Geschäftsführer Caro, hier ist ein Stück Eisen. Die weiteren Funde werden zeigen, ob wir in der La Têne- oder Hallstattzeit sind." „Und hier," sprach Bary, „sind grün patinierte Metallstücke, die ganz wie Bronze-Artefakte aussehen." „Wir müssen weiter hinunter," sprach Caro. „Noch haben wir keine Scherben und keine Feuersteine gefunden."

Alles grub emsig weiter, bis man auf einmal auf einen ganzen Haufen zerschlagener Scherben gelangte. Aus diesem zog der Mops Dickerle den Schenkelknochen eines mittelgrossen Tieres heraus und brachte ihn triumphierend dem Geschäftsführer. „Hurra, da haben wir ihn ja, unsern Urahn aus den Kjökkenmöddinger's." „Langsam, langsam!" mahnte Caro. „Wir müssen doch immer noch weitere Beweise haben. Einstweilen soll unser Assistent Herr Peter den interessanten Knochen in Verwahrung nehmen!"

Dies geschah, und mit erneuter Emsigkeit wurde Schichte um Schichte aufgedeckt, bis man auf den

gewachsenen Boden gelangte. Jeder Scherben und jedes Steinchen und Beinchen war besonders gelegt worden, so dass zuletzt ganz respektable Haufen von Fundstücken sich angesammelt hatten. „Merkwürdig," sprach kopfschüttelnd der Geschäftsführer, „merkwürdig, dass wir auf keine Feuersteine gekommen sind. Nun, vielleicht gibt uns der Schenkelknochen selbst am besten Auskunft. Herr Peter wolle die Güte haben, uns den Knochen wieder zu geben!"

„Herr Peter! Herr Peter!" rief ein Dutzend dienstbereiter Stimmen. Der aber war nirgends zu finden. Endlich entdeckte ihn der Dachs Zanker hinter einem benachbarten Busche und brachte ihn zur Stelle.

„Wo haben Sie den interessanten Schenkelknochen?" fragte Caro.

„Ich — ich habe ihn nicht mehr," antwortete verlegen Peter.

„Ja, beim Kuckuck, was haben Sie denn mit ihm angefangen?"

„Ich — ich habe ihn zuerst ein bisschen untersucht und weil er mir so gut schmeckte, habe ich ihn gegessen!"

„Gegessen!" rief voll Entrüstung der Geschäftsführer. „Da hört denn doch die Weltgeschichte

auf. Gegessen, nachdem wir aber im Begriff waren, eine der epochemachendsten Entdeckungen zu machen! Es ist unerhört!"

„Unerhört! Eine Gemeinheit, eine Niederträchtigkeit," rief es von allen Seiten.

Da trat schmunzelnd der alte Bary heran und flüsterte dem Vorsitzenden Castor etwas ins Ohr. Der blickte auf und sah voll Erstaunen, wie der Dachs Waldmann und der Pintscher Schnauzer einen wohl erhaltenen, mit einem Henkel versehenen Topf herbeischleppten, den dieselben ihrer Aussage nach in einer Ecke der untersten Kulturschichte ausgegraben hatten. Der Topf war aussen grün, innen gelb glasiert und zeigte auf dem Boden der Innenfläche eine bräunlich-rote Kruste.

„Dieser Topf," sprach Bary, „wurde in der untersten Kulturschichte gefunden. Und nun, meine Herrn, riechen Sie einmal hinein!"

„Pfui Teufel!" rief Castor.

„Pfui Teufel!" rief auch Caro. „Sollte es möglich sein, dass dies ein . . . . .

„Ein Pot de chambre wäre? Warum denn nicht?" sprach gemütlich der alte Bary. „Der Topf hat jedenfalls einst einem Buben gehört, der vielleicht heute noch als Schiffsmann auf dem Rheine fährt."

„Und der Schenkelknochen," rief lachend der Schelm Peter, „oder vielmehr das Schinkenbein, das mir noch so gut geschmeckt hat, ist höchst wahrscheinlich im Hinterteil eines Schweines gesteckt, das besagter Schiffsmann als Knabe im Stall gefüttert hat."

„So wären wir also ganz in der allerjüngsten Periode?" rief wehmütigen Blickes der Pudel Caro.

„Macht nichts," lachte Bary. „Wir wollen alles, auch den interessanten Topf, fein säuberlich wieder hineinstecken und zudecken. Vielleicht machen wir einem Anthropologen-Kongress, der einmal nach 1000 Jahren hieherkommt, eine grosse Freude. Wir aber wollen mit dem Bewusstsein, einen fröhlichen Nachmittag erlebt zu haben, von dannen gehen. Auf Wiedersehen nächstes Jahr in Hundeshagen!"





Devasakti der Yogin.

Ein physiologisches Märchen.

Unter den vielen gewaltigen Fürsten, welche einst über das Wunderland Indien geherrscht haben, war einer der gewaltigsten der Kaiser Mukunda. In hundert Schlachten hatte er alle seine Feinde besiegt, aber obgleich sein Reich von den Hochgebirgen des Himalaya bis zur Südspitze der Halbinsel reichte, durfte er sich doch nicht seines Lebens freuen, denn überall lauerten die Feinde, bereit, in seine Länder einzufallen, im Osten die Chinesen und Malaien, im Westen die Afghanen und Perser, im Norden die Tibetaner und die räuberischen Völker, welche die Wüsten Innerasiens bewohnten. Da hiess es, fortwährend gerüstet sein, und nur ungezählte Heere von Kriegern, welche in befestigten Lagern da und dort bei Tag und Nacht bereit standen, waren im stande, das Land vor Einfällen zu schützen.

Aber während so die Krieger jahrelang bei ihrer Mannschaft versammelt waren, begann das Land zu verarmen und die Bewohner murrten immer lauter unter dem Drucke der Steuern, welche sie zur Unterhaltung der stehenden Heere bezahlen mussten. Dies blieb dem Kaiser Mukunda nicht verborgen und grimmig liess er den Kämmerer an, welcher ihm von der üblen Stimmung im Volke berichtete. „Was wollen denn die Unsinnigen? Man frage sie einmal, ob ich die Bewaffneten alle nach Hause schicken soll, damit die Barbaren über Nacht die Grenzen erstürmen und den blöden Narren Hab und Gut davontragen. Hei! was erhöbe sich da für ein Heulen und Zähneklappern!“ Insgeheim aber liess er durch Abgesandte bei den Fürsten der benachbarten Völker anfragen, ob sie nicht bereit wären, mit ihm auf einen bestimmten Tag zu einem allgemeinen Frieden und zu einer allgemeinen Abrüstung zusammenzutreten.

Hätte er dies nicht getan, so wäre ihm viel Scham und Zorn erspart geblieben. Denn höhnisch liessen ihm die Nachbarn sagen, sie wären nicht abgeneigt, Frieden zu schliessen und abzurüsten, nur wollten sie zuerst den Tag erleben, an welchem der Kaiser Mukunda mit löblichem Beispiel voranginge.

Als dies der Kaiser hörte, erfasste ihn unbändiger Zorn. „Was? Ich zuerst abrüsten? Bei meinem Bart, das werden sie nicht erleben, die Schelme! Lieber wollte ich lebendig zur Unterwelt hinabfahren, ehe ich mein Land schutzlos der Willkür der Feinde preisgebe.“ Wütend stampfte er den Boden und alle Höflinge, die um ihn herumstanden, begannen zu zittern und wollten sich gerne in ein Mausloch verkriechen. Der Hofnarr Tschandala aber, der zunächst dem Throne stand, hielt sich sein spitziges Bäuchlein und wollte sich fast ausschütten vor Lachen.

„Was lachst du, du Narr?“ fuhr ihn der Kaiser an.

„Wegen deiner, mein Lieber,“ entgegnete der Narr und fing an, noch viel unverschämter zu lachen.

„Soll ich dir die Bastonade geben lassen, du frecher Geselle?“

„Die kannst du für dich selber kalt stellen lassen, wenn du nicht tust, was ich dir rate.“

„Hinweg mit ihm!“, befahl der Kaiser, „und gebt ihm 50 gesalzene auf jede Fusssohle!“ Aber ein Blick in die listigen Augen des Hofnarren liess ihn sofort erkennen, dass hinter dessen Reden mehr stecke, als niederträchtige Frechheit. „Halt!“ rief er. „Lasst ihn los und uns allein!“

„Gevatter, das ist gescheit von dir,“ sprach der Narr. „Wenn zwei Weise sich etwas zu sagen haben, braucht nicht ein ganzer Schwarm von Eseln die Ohren zu recken.“

Wütend verliessen auf einen Wink des Kaisers die Höflinge den Thronsaal, verfolgt von den unbeschreiblichsten Grimassen, welche ihnen der Hofnarr nachschickte. Als sich die Türe hinter dem letzten geschlossen hatte, erhob sich der kleine bucklige Tschandala auf den Zehen zu dem linken Ohre des Kaisers und sprach mit gedämpfter Stimme: „Bist wohl über die Massen neugierig, zu erfahren, warum ich gelacht habe? Meinst wohl, ich habe aus Spott über dich gelacht? Bewahre mich der Himmel vor solcher Beleidigung deiner Herrlichkeit! Wenn ich gesagt habe, ich habe deinetwegen gelacht, so habe ich eigentlich nicht über dich, sondern über deine feindlichen Nachbarn gelacht, denen du das schönste Schnippchen schlagen kannst, wenn du nur wolltest. Ha, haha, wenn ich daran denke, möchte ich mich bucklig lachen!“

„Dazu bedarf es keiner besonderen Lustigkeit mehr,“ lachte nun auch der Kaiser. „Also, heraus mit der Katze aus dem Sack! Worin besteht deine grosse Heimlichkeit?“

„Gemach, Gevatter, gemach! Erst muss ich noch ein kleines Examen mit dir anstellen. Nicht wahr, du bist wütend über deine Nachbarn ringsum?“

„Nun ja, natürlich.“

„Die Klagen deiner Untertanen über die Lasten der stehenden Heere liegen dir schwer im Magen?“

„Nicht im Magen, sondern auf dem Herzen.“

„Im Magen oder im Herzen, das bleibt sich bei mir ganz egal. Und nun frage ich dich weiter: Was ist das Gegenteil von Stehen?“

„Natürlich Liegen.“

„Also mache deine stehenden Heere zu liegenden, dann ist dir und deinem Volke geholfen!“

So sprach der Narr und wollte schleunigst zur Türe hinaus entschlüpfen. Aber ein donnerndes ‚Halt!“ des Kaisers rief ihn wieder zurück. „Da geblieben, du listiges Füchslein und heraus mit der Farbe, oder ich lasse dir den Pelz bei lebendigem Leib über die Ohren ziehen!“

„Hu! Das wollen wir lieber bleiben lassen! Da wäre mir doch lieber, wenn du mich zur Belohnung für meinen guten Rat zu deinem geheimen Hofrat ernennen würdest. Und nun merke wohl auf, was ich dir sage! Du kennst doch die Fakirsekte, die sich Yogine nennen?“

„Ich kenne sie nicht, habe auch noch keinen

gesehen, muss sie aber nach dem, was ich von ihnen gehört habe, für grosse Betrüger halten."

„Gevatter, daran tust du sehr unrecht. Diese Yogine haben die Gabe, nicht bloss selbst in totähnlichem Schlafe zu verharren, solange man will, sondern auch andere in diesen Schlaf zu versetzen. Ist das nicht grossartig? und merkst du noch gar nicht, wo ich hinaus will?"

„Ich merke nur, dass du mir einen schweren Bären aufbinden willst, aber das soll dir übel bekommen."

„Und ich merke, dass ich deinem schweren Begreifen zu Hilfe kommen muss. Draussen steht der alte Yogin Devasakti und ist gewärtig, auf einen Wink von mir zu erscheinen und auf der Stelle eine Probe seiner Kunst abzulegen. Soll ich ihn rufen?"

„Herein mit dem Mann! Aber wenn ihr unter einer Decke stecket und mir einen Hokuspokus vormachen wollt, so lasse ich euch beide an dem nächsten Baume aufhängen."

Schnell schlüpfte der Hofnarr hinaus und kam bald darauf mit einem alten, graubärtigen Mann zurück, der sich vor dem Kaiser auf die Kniee warf und mit seiner Stirne die untere Stufe des Thrones berührte.

„Stehe auf," sprach der Kaiser, „und sage mir, wer du bist und ob es wahr ist, dass Leute deiner Sekte sich jederzeit in einen totähnlichen Schlaf versetzen und wochen- und monatelang in unterirdischen Grüften ohne Schaden für ihr späteres Leben begraben lassen können."

„Erhabener Kaiser, ich bin der Fakir Devasakti von der heiligen Sekte der Yogine, und was du gehört hast, ist alles wahr, mit Ausnahme dessen, dass es uns jederzeit möglich sei, uns in diesen Schlaf zu versetzen. Es muss demselben immer eine mehrtägige Vorbereitung vorangehen. Ich aber bin vorbereitet und kann sogleich vor meinem erhabenen Kaiser die Probe ablegen."

„Siehst du jetzt, dass ich recht habe?" rief Tschandala, der Kaiser aber winkte ihm, zu schweigen und wandte sich wieder an den Yogin.

„Sage mir, Devasakti, wie es euch möglich geworden ist, diese Gabe zu erlangen."

„Dies alles zu erklären, verbietet mir ein heiliger Eid, den ich geleistet. Das Geheimnis ist schon viele Jahrhunderte in unserer Sekte. Nur etwas davon darf ich dir offenbaren, und das betrifft unsere Zunge."

Damit öffnete er den Mund und heraus fuhr so geschwind als bei einer Eidechse eine Zunge,

so lang, dass sie nach aufwärts gekrümmt die Stelle zwischen den Augenbrauen berührte.

„Hast du gesehen," sprach Devasakti, „dass das Band meiner Zunge gelöst ist? Dies macht es mir möglich, die Zunge nach rückwärts hinauf in den Raum zwischen Rachen und Nasenhöhle zu schieben und so jedes Zuströmen der Luft in die Lungen zu verhindern. Sind wir nun vorher durch Entfernung aller Unreinigkeiten aus dem Körper vorbereitet, und ist die Zunge hinaufgeschoben, so verfallen wir in Schlaf und können ohne Schaden darin verbleiben, bis wir aufgeweckt werden."

„Und dann?" fragte der Kaiser.

„Dann genügt ein Teller Milchreis, um uns neugestärkt wieder aufstehen und weitergehen zu lassen."

„Vortrefflich," rief der Kaiser. „Aber ist es dir auch möglich, andere, ja eine grosse Anzahl anderer, in diesen Zustand zu versetzen?"

„Warum nicht, wenn es mein erhabener Kaiser befiehlt."

„So mache dich bereit, auf der Stelle eine Probe deines Schlafes abzulegen!"

Erst richtete der Yogin knieend ein stilles Gebet an Wischnu, den Erhalter alles Lebens, dann

legte er sich, die Hände über der Brust gekreuzt, auf ein Ruhebett, schob seine Zunge in den Nasenrachenraum und schielte abwechslungsweise bald mit dem rechten, bald mit dem linken Auge auf die Spitze seiner Nase, bis allmählich die Augen sich schlossen und eine fahle Blässe sein Gesicht bedeckte. Nun trat der Kaiser näher und befühlte den Körper des Liegenden. Kein Atmen, kein Herzschlag, kein Puls war zu fühlen und die Haut zeigte kaum noch eine Spur von Wärme.

„Ganz wie die Murmeltiere in ihren Berghöhlen im Winter," sprach der Hofnarr, der Kaiser aber gebot ihm, zu schweigen. „Sorge lieber, dass die Probe weiter richtig durchgeführt wird! Nimm eine Anzahl Erdarbeiter und Maurer und lass diese draussen im Park eine Gruft errichten, welche den Schlafenden aufnehmen und dann wieder mit Rasen bedeckt werden soll! Ich will die Gruft vier Wochen lang Tag und Nacht von vertrauten Bewaffneten bewachen lassen, dann sollst du ihn in meiner Anwesenheit erwecken."

So geschah es. Tag und Nacht liefen die Bewaffneten, wie ihnen befohlen war, über die grüne Rasendecke, ohne zu wissen, dass ein Mensch darunter schlummerte. Aber als die Zeit um war, ging der Kaiser in stiller Nacht mit dem Hofnarren

zu der Stelle, die Arbeiter nahmen den Rasen und die Decksteine der Gruft hinweg und drinnen lag, wie sie ihn gebettet hatten, der Yogin, ohne eine Spur von Tod und Verwesung zu zeigen. Da verwunderte sich der Kaiser über die Massen und sprach zu Tschandala: „Tot ist er sicher nicht, aber ob wir ihn wieder ganz ins Leben zurückrufen, ist eine grosse Frage.“

„Das wollen wir gleich sehen,“ sprach der Narr und begann die Hände und Arme des Yogin kräftig zu rütteln. Aber erst, als er ihm dreimal seinen Namen in das Ohr hinein gerufen hatte, ging ein leises Zittern durch den Körper, langsam öffneten sich die Augen und jetzt hörten die beiden, dass die Zunge mit einem Ruck in ihre Lage zurückschlüpfte. Kaum war dies geschehen, so erweiterte sich unter einem tiefem Atemzug die Brust, Herz- und Pulsschlag stellten sich ein und mit einem Warmwerden der Haut begann sich auch das Gesicht wieder zu färben. Dann richtete sich der Mann auf, nickte dem Kaiser stumm zu und stellte sich auf die Füsse, um aber sofort wieder zu einem Gebet an den Schutzgott Wischnu in die Kniee zu sinken.

Als er geendigt hatte, befahl ihm der Kaiser, ihm in seine Gemächer zu folgen. Dort liess er

die seltensten Speisen und Getränke auftischen, aber der Yogin berührte nichts, sondern bat nur um einen Teller Milchreis. Nachdem er diesen verzehrt hatte, wollte er sich mit ehrerbietigem Grusse entfernen, aber der Kaiser nahm ihn bei der Hand, führte ihn zurück zu einem teppichbelegten Diwan und lud ihn ein, darauf Platz zu nehmen.

„Du hast die Probe vortrefflich bestanden," sprach er, „aber weitaus das Schwierigste harrt noch deiner. Wie willst du andere in diesen Schlaf versetzen?"

„Wenn du mir Vollmacht über dieselben gibst, dass sie mir in allen Teilen ohne Widerrede gehorchen, so ist weiter keine Schwierigkeit damit verbunden."

„Das ist was für mich," rief Tschandala und klatschte in die Hände. „Wenn man ihnen die Zunge lösen muss, wie den jungen Staren, so lasst mich das machen, das verstehe ich aus dem Grunde."

„Tschandala! Tschandala!" warnte der Kaiser mit drohend erhobenem Finger. Auch aus den tiefen dunkeln Augen des Yogin traf ihn ein unwilliger Blick. „Menschen sind keine Staren," sprach dieser. „Das merke dir, du Schwätzer. Nur ich kann die Zungen unter heiligen Gebräuchen

lösen. Wenn sie dann die von mir gezeigte Beweglichkeit der Zunge erlernt haben, geschieht das weitere durch die Macht meines Willens."

„So will ich dir heute zwanzig meiner Krieger zur Abrichtung übergeben," sprach der Kaiser. „Wenn du dieselben in Schlaf versetzt hast, dass sie in einem unterirdischen Raume beigesetzt werden können, lässst du mich alsbald rufen!"

„Soll geschehen," sprach Devasakti mit tiefer Verbeugung und ging hinaus, um die zwanzig Krieger in Empfang zu nehmen. Und schon zwei Wochen später konnte er dem Kaiser vermelden, dass die zwanzig in festem Schlafe liegen. Sogleich erschien der Kaiser und liess sie in einen dunklen Keller verbringen, und als sie nach Wochen durch den Schall einer Trompete zu vollem Leben erwachten, kannte seine Freude keine Grenzen. Bald waren es Hunderte, die er in Schlaf versetzen und nach Monaten wieder erwecken liess; aus Hunderten wurden ganze Regimenter und endlich hatte er es so weit gebracht, dass von seinen Heerscharen nur die eine Hälfte unter den Waffen war, während die andern in dunklen Lagerräumen schlief, bereit, auf das erste Zeichen der Trompete zu erwachen. Keine grössere Freude kannte der Kaiser, als wenn er an der Seite Tschandalas

der längst zum geheimen Hofrat ernannt war, die Reihen der Schläfer durchwandelte. „Das haben wir glorios durchgeführt, nicht war, lieber Hofnarr?“ „Bitte, geheimer Hofrat!“ „Versteht sich, Herr Geheimerat. Ist es nicht ein erhebendes Gefühl, zu wissen, dass alle diese Schläfer, welche jeden Augenblick in Waffen bereit stehen, mich und das Land keinen Heller kosten?“

Da verzog Tschandala seinen Mund zu einem breiten Lachen. „Noch viel erhebender däucht mir der Gedanke, dass unsere Feinde ringsum von unserem Kniffe nicht das Geringste gemerkt haben.“

Darin aber hatte seine Weisheit der geheime Hofrat sich übel verrechnet. Erst waren die schlauen Chinesen hinter den Schlich des Kaisers gekommen und hatten denselben unter Anleitung eines bestochenen anderen Yogin in aller Stille nachgemacht. Auf die Chinesen folgten die Afghanen, die Perser und die Tibetaner und zuletzt liessen alle Fürsten ringsum das ganze Jahr die Hälfte ihrer Heerscharen schlafen. Als dies der Kaiser Mukunda erfuhr, wollte er erst wettern und toben, aber wie ein Blitz durchfuhr ein anderer Gedanke seinen Kopf. „Ha,“ rief er, „jetzt ist der Augenblick gekommen, den ich schon lange herbeigesehnt habe.“

Eiligst schickte er Boten an alle benachbarten Fürsten und lud sie unter Zusicherung freien Geleites ein, an einem bestimmten Tage in seiner Hauptstadt zu gemeinsamer Besprechung zu erscheinen. Als nun alle mit ihren Räten erschienen waren, ergriff der Kaiser das Wort und sprach: „Erhabene Fürsten, liebwerte Vettern und Freunde! Als ich euch vor Jahren meinen Vorschlag der Abrüstung als Mittel zur Erreichung eines dauernden Friedens verlegte, habe ich wenig Gnade bei euch gefunden. Seitdem sind wir um ein gut Teil dem erhabenen Ziele näher gekommen, denn durch die Klugheit meines geheimen Hofrats Tschandala sind wir um ein vieles gescheiter geworden. Wir haben unsere stehenden Heere in liegende verwandelt und dadurch unermessliche Summen unseren Ländern erspart. Aber wollen wir immer noch weiter Versteckens mit einander spielen? Wollen wir immer noch die Hälfte unserer Mannschaft in unterirdischen Gelassen schlafen lassen oder sollen diese Männer nicht lieber bei ihren Kindern und Weibern schlafen und den Tag über zum Wohl des Landes ihren Geschäften nachgehen? Ja, ich wage in meiner Friedensliebe noch weiter zu gehen und frage euch, ob nicht ein viertel der Mannschaft genügt, um im Innern des Landes Ordnung zu halten, denn dass

ihr ebenso dem Kriege abgeneigt seid wie ich, dessen glaube ich mich versichert halten zu können. Schlaget ein und helfet mir bei der Aufstellung eines ewigen Friedens.“

Als der Kaiser geendet hatte, erhoben sich alle Fürsten und Räte von ihren Sitzen, schlugen voll Begeisterung mit den Schwertern an ihre Schilde und drängten sich um den Kaiser, um ihm in aufrichtiger Freundschaft die Hand zu reichen! So wurde damals der Friedensbund zwischen allen Völkern Asiens geschlossen, und als der Kaiser Mukunda als hochbetagter Greis die Augen schloss, konnte er sich rühmen, dass von dem denkwürdigen Tage an, da ihm Tschandala den klugen Rat erteilt hatte, niemals mehr die Fackel des Kriegs in irgend einem Lande geflammt hatte.







